NR. 11. OFFENBURG, 11. MÄRZ 1964. 3 Z 2013 C. 70 PFENNIG

Österreich 5.00 ö. S. - Schweiz -.90 sfrs. - Italien 150 Lire - Frankreich 1.00 F - Schweden 1.25 skr. inkl. oms.

BUNTE ILLUSTRIERTE

Münchner/Frankfurter

50 Jahre Schicksal zwischen Ost und West

Deutsche Botschaft Moskau

Der große spannende Tatsachenbericht



Großer Farbbericht:

Kindersegen für Englands Königshaus

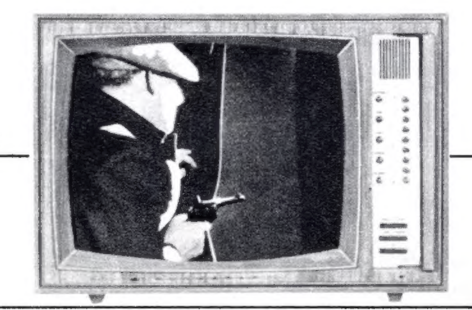
Zu klein für Tagesschau und Krimi?

Nein — sagen die einen. Warum denn nicht — fragen die andern. Geteilte Meinungen. Probleme. Was also tun? Etwa ohne Fernsehgerät bleiben, weil Kinder im Haus sind? So handeln nur Überängstliche. Und berauben sich und ihre Kinder manch schöner Stunde, die ihnen das Fernsehen schenken könnte.

Dabei ist es doch so einfach. Bei Kindern wie bei Erwachsenen: die Sendungen klug auswählen und dosieren — das ist das ganze Geheimnis echter Fernsehfreude. Warum darauf verzichten? Übrigens: wenn Sie jetzt ja sagen zum eigenen Gerät, wählen Sie einen denkbar guten Zeitpunkt. Die neuen Graetz-Modelle sind da.

Gestochen scharfe Bilder, unkomplizierte Bedienung, formschöne Gehäuse, zukunftssichere Technik — selbstverständlich bei Graetz. So selbstverständlich wie die rot-weiße Prüfgarantie-Karte an jedem Fernsehgerät: der Beweis für die hohe Graetz-Qualität. Ihr Fachhändler informiert Sie gern über Technik und Preise.

Prüf-Garantie
Graetz



Begriff des Vertrauens



BUNTE
Unsere Korrespondenten berichten
WELT

Ein Jahr lang blind am Steuer

SPANIEN In Alicante stellte die Verkehrspolizei zu ihrem größten Erstaunen fest, daß der Lastwagenfahrer Antonio Barcelona völlig blind war. Nur durch einen Zufall war sie hinter dieses Geheimnis gekommen, denn Antonio hatte mit seinem Fünftonner schon ein ganzes Jahr die Straßen seiner Heimat befahren, ohne auch nur das geringste zu sehen. Aber auch ohne einen Unfall zu verursachen.

In seiner Begleitung befand sich immer ein kleiner Bub, der für ihn den Lotsen spielte und ihm alles genau beschrieb. Allerdings kannte Antonio genau die Straßen aus jener Zeit, als er noch sehen konnte. Das war vor einem Jahr. Dann war er durch eine Augenkrankheit, von der niemand als er selbst etwas wußte, erblindet.

Als er aber vor kurzem beim Einfahren in seine Garage das Tor streifte und seinem kleinen Mitfahrer Vorwürfe machte, ihn nicht richtig geleitet zu haben, kam man hinter sein Geheimnis. Die Augenärzte von Alicante haben ihn nun in Behandlung genommen, um ihm, der ein ganzes Jahr als völlig Erblindeter unfallfrei fuhr, vielleicht sein Augenlicht wiederzugeben.

KARL TICHMANN

Der Schreckenshund von Tokio

JAPAN Ein tragischer Unglücksfall, dem das zweijährige Söhnchen eines amerikanischen Diplomaten in Tokio zum Opfer fiel, erregte die Öffentlichkeit und hielt die Bevölkerung mehrerer Distrikte einen Tag lang in Angst und Schrecken. Der Haushund der Familie, eine Kreuzung zwischen Deutschem Schäferhund und dem als Wachhund berühmten japanischen Akita-Hund, der bereits seit vier Jahren treuer Hausgenosse und Spielgefährte der Kinder war, wurde plötzlich wild und fiel den jüngsten Sohn, der ihm spielend den Kopf tätschelte, wie ein Raubtier an. Als die Mutter auf die Schreie der Kinder herbeieilte, hatte sich der Hund tief in den Nakken des Kindes verbissen. Die Mutter schlug dem Tier mehrfach mit einem Schemel über den Kopf, bis es das Kind losließ und in den Hinterhof entwich. Das Kind starb wenige Minuten später im Krankenhaus.

Zwei alarmierte Hundefänger des Tierschutzvereins fanden den Hund in der Nachbarschaft und wurden sofort von ihm angefallen. Er nahm dann aber schleunigst Reißaus, als ihm die Drahtschlinge über den Kopf geworfen werden sollte, zerschmetterte mit seinem Gewicht die hölzerne Gartentür und entkam. Nachdem dann fünfzig bewaffnete Polizisten stundenlang vergeblich gesucht hatten, entschloß sich die Polizei zu einem Großeinsatz, der in den anliegenden Stadt-Distrikten eine Panik auslöste.

Während durch Radio und Funkwagen die Bevölkerung zum Verlassen der Straßen und Schließen der Häuser aufgefordert wurde, drängten sich die einkaufenden Hausfrauen aus den Ladenstraßen und Supermärkten, vergaßen ihre Einkaufstaschen, rissen Warenstände und Auslagen um und verbarrikadierten ihre Fenster mit den „shoji", den hölzernen Schiebewänden; denn die Polizei hatte vor einem „besonders gefährlichen, tollwütigen Hund" gewarnt.

Gerüchte machten aus dem Hund einen aus dem Zoo entsprungenen Löwen oder einen im Winterschlaf gestörten hungrigen Bären, wie sie in den benachbarten Bergprovinzen zu finden sind. Zwanzig Patrouillenwagen der Polizei suchten die Nacht hindurch methodisch alle Straßen ab, blendeten in jeden Winkel, aber ohne Erfolg.

Erst am nächsten Nachmittag gelang es einem professionellen Hundefänger, das Tier zu erjagen.

Man steht vor einem Rätsel, denn der Hund hatte regelmäßig (und erst kürzlich wieder) die vorgeschriebenen Tollwutimpfungen erhalten. Man fand auch zunächst keine Symptome dieser Krankheit, und noch am Morgen hatte der Hund freundlich und fröhlich wie sonst mit den Kindern herumgetollt. Man hofft, daß die Sezierung Aufklärung bringen wird.

WERNER CROME

Mit dem Schneepflug zu der Freundin

SCHWEDEN Der Streit geht bloß um ein paar tausend Kubikmeter Schnee. Trotzdem ist die Stimmung hitzig, dort oben, knapp südlich des Polarkreises, in dem schwedischen Grenzort Umbukta. Die fünfzig dort stationierten Straßenarbeiter sehen sich von ihren norwegischen Kollegen nämlich gröblichst verraten. Und das hängt alles mit den schweren Schneefällen der letzten Wochen zusammen, die, so klagen die Schweden, von den Norwegern ausgenützt wurden, um die Umbukta-Mannen von jeglicher Freizeitgestaltung zu isolieren.

Vorher nämlich hatte es den schwedischen Wegreinigern in Umbukta nicht an Kurzweil gefehlt. Nicht etwa, daß Umbukta ein Zentrum der nordländischen Vergnügungsindustrie wäre — es ist vielmehr ein Ort, in dem sich die Füchse „Gute Nacht" sagen —, aber es hat immerhin den Vorteil, bloß vierzig Kilometer von der norwegischen Industriestadt Mo i Rana entfernt zu sein. Und diese Kilometer legten die Schweden fast täglich zurück, um sich nach getaner Arbeit in den Kinos, Wirtshäusern und Tanzcafés zu amüsieren. Doch dann begann es, wie gesagt, zu schneien, und alsbald erklärte die norwegische Straßenverwaltung, daß man besagte Straße nicht länger offenhalten könne. Nur um fünfzig Schweden fröhliche Wochenenden zu garantieren, seien die Kosten der Schneeräumung zu hoch, ließ man verlauten. Doch ahnten die Betroffenen natürlich sofort, worum es im Grunde genommen ging: Die schwedischen Straßenarbeiter hatten sich dank ihrer stets wohlgefüllten Brieftaschen nicht nur einer Vorzugsbedienung, sondern vor allem auch der Vorliebe aller Mo-i-Rana-Mädchen erfreut. Und dafür gedachten sich die Norweger durch die Sperrung der „Vergnügungsarterie" jetzt zu revanchieren.

Die Schweden gaben sich jedoch nicht so leicht geschlagen. Eines Abends bemannten sie ihre Schneepflüge, überschritten die an dieser Stelle nur durch ein Hinweisschild auf den Rechtsverkehr markierte norwegische Grenze und begannen sich in den tiefen Schnee hineinzuwühlen. Meter um Meter gewannen die unkriegerischen Invasoren im Licht der Scheinwerfer an Boden, und als so

Bitte umblättern

gegen neun Uhr der Morgen graute, zogen die fünfzig Mannen, müde, aber siegreich in Mo i Rana ein, herzlichst begrüßt von ihren Freundinnen und von den Geschäftsleuten, die sich bereits mit einem tristen, von keiner Schwedenkrone erhellten Winter abgefunden hatten. Bloß die norwegischen Kollegen stimmten nicht in den Applaus ein. Während sich die Schweden in Mo i Rana feiern ließen, fuhren sie auf die eben vom Schnee befreite Straße hinaus und verbarrikadierten sie so erfolgreich, daß die Schweden für ihre Heimfahrt einen über 300 Kilometer langen Umweg machen mußten.

Entschieden ist damit freilich noch gar nichts, denn während die schwedischen Straßenarbeiter bereits verkündet haben, daß sie sich den Weg nach Mo i Rana notfalls mit einem erneuten Schneeräumeinsatz erkämpfen werden, ist die norwegische Straßenbehörde mit noch schwererem Geschütz aufgefahren. Falls die Schweden ihr Vorhaben verwirklichen sollten, droht ihnen nämlich ein Prozeß wegen Mißachtung der norwegischen Staatsgewalt. Ob das freilich ernst gemeint ist, bleibt zweifelhaft. Feststeht jedoch, daß die Wegreiniger beiderseits der Grenze jetzt so lange über den Schnee plänkeln werden, bis eine Warmluftfront das Corpus delicti aufgetaut und die Gemüter damit abgekühlt hat.

EDUARD EDLITZBERGER

Er steht schon auf der Todesliste

AUSTRALIEN In den Markthallen von Melbourne herrscht Krieg, und es ist nicht nur ein kalter Krieg. Bisher gibt es zwei Opfer, die schwerverletzt im Krankenhaus liegen, und zwei Tote. Die Kampfmethode war in allen Fällen dieselbe: Schuß mit einem Schrotgewehr, während die Opfer gerade dabei waren, ihre Garagen aufzuschließen oder schon im Auto saßen.

Alle vier Männer stammten aus Kalabrien, im Süden Italiens, waren Obstgroßhändler und wohlhabend. So lag es nahe, daß man annahm, es mit einer australischen Filiale der in Italien und Amerika berüchtigten Mafia zu tun zu haben. Diese Meinung wurde bestärkt durch die Tatsache, daß die gesamte italienische Gemeinde von Melbourne sich in Schweigen hüllte und sich weigerte, der Polizei irgendwelche nützliche Informationen zu geben.

Nur zwei Männer gaben schließlich öffentlich ihre Meinung über die Verbrechen bekannt. Herr Bruno Larobina, Chefredakteur der hier erscheinenden italienischen Tageszeitung „Il Globo", und Pater Aldo, katholischer Gemeindepfarrer in Fitzroy, dem „Klein-Italien" von Melbourne, halten nicht die Mafia für schuldig.

„Das ist eine Revolte der Sklaven", behauptet Pater Aldo, „eine Revolte, die schon lange zu erwarten war." Er fuhr dann fort, das Meister-Sklave-Verhältnis, das unter vielen hier ansässigen Italienern üblich ist, zu erklären. Über 90 Prozent der hiesigen Italiener stammen aus Kalabrien und Sizilien. Diese Süditaliener sind mit wenigen Ausnahmen recht ungebildete Leute. Sie können noch nicht einmal ihre eigene Sprache lesen und schreiben, geschweige denn Englisch. Sie stammen aus kinderreichen Bauernfamilien und kennen nur eine Möglichkeit, ihren Unterhalt zu verdienen: Bearbeitung der guten Erde.

BUNTE
berichten aus Göteborg, Sydney und Tel Aviv
WELT

Diese Tatsache wird schon seit vielen Jahren von den Ausnahmen unter ihnen, den des Lesens und Schreibens und der englischen Sprache kundigen Landsleuten, rücksichtslos ausgenutzt. Sie helfen den dankbaren Neueinwanderern, irgendwo ein billiges Stück Land zu erwerben. Mit Hilfe von Frau und Kindern haben die fleißigen Leute das Land bald mit Obst und Gemüse bebaut, und der Wohltäter,



„Bin ich der Nächste?" fragt sich Obstgroßhändler Madafferi (links, mit Hand am Mund), während er der Beerdigung eines ermordeten Kollegen beiwohnt. Er weiß, daß sein Name auf der Abschußliste steht.

dessen Hauptgeschäft der Großhandel mit Marktprodukten ist, besorgt den Verkauf der Ernte.

Der Bauer hat keine Ahnung, was seine Arbeit einbringt, und nimmt auch den kleinsten Scheck dankbar an. Er macht sich dann sofort daran, weiter für seinen „Padrone" Gemüse und Obst zu erzeugen. Der macht sich weiter die Unkenntnis seines Bauern zunutze, und ab und zu bekommt der schwer arbeitende Gemüsefarmer einen Brief: „Lieber Luigi, der Wagen Tomaten, den du mir letzte Woche geschickt hast, ist während des Transports schlecht geworden. Es hat zehn Pfund gekostet, die Tomaten beseitigen zu lassen, und ich werde den Betrag vom nächsten Scheck abziehen."

Das ging so seit vielen Jahren, die Großhändler wurden immer reicher, und die Bauern kamen nicht aus den Schulden heraus. Ganz offen prahlten die Markthallenherrscher mit Bauern, die ihnen „gehörten".

Dann wuchsen die Kinder der Bauern heran, wurden in australischen Schulen erzogen und machten schließlich ihre Eltern darauf aufmerksam, was in den Melbourner Markthallen gespielt wurde. Auch der Redakteur von „Il Globo" und Priester Aldo interessierten sich dafür, und ihnen kam der Ausbruch von Gewalttätigkeit durchaus nicht als Überraschung.

Pater Aldo hat sogar schon den Namen des nächsten Schrotgewehropfers genannt: Francesco Madafferi, einer der reichsten Männer in Klein-Italien. Der lachte zwar nur verächtlich, als er seinen Namen als nächsten auf einer Liste sah, die in den Markthallen von Hand zu Hand gereicht wird, aber er ging doch sofort zur Polizei, bat um Genehmigung eines Waffenscheins und um polizeilichen Schutz.

Zwölf Polizisten bewachen den reichen Mann und seine Familie jetzt Tag und Nacht, besonders seit man auf einer Razzia in den Hallen ein wahres Waffenarsenal zutage brachte. Von den Mördern aber fand man bisher keine Spur, während Klein-Italien schweigt und wartet ...

GEO. F. TROST

Der König gab kein Autogramm

ISRAEL Von König Baudouin und Königin Fabiola von Belgien ist der elfjährige Schüler Amnon Argaman aus Jerusalem etwas enttäuscht. Amnon Argaman, Musterschüler eines Gymnasiums, hatte sich durch alle Absperrungen hindurchgeschlichen, die den König und die Königin bei ihrem Besuch im israelischen Teil Jerusalems von der begeisterten Menge trennten. Der Schüler fand eine Stelle, an der israelische Soldaten mit Fahnen den König erwarteten. Zwischen ihnen sprang er durch, und sie konnten ihn nicht aufhalten, da sie ja sonst die Fahnen hätten fallenlassen müssen.

Amnon näherte sich dem König mit seinem Autogrammblock. Baudouin machte jedoch eine abwehrende Bewegung, die klar zeigte, daß er kein

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 5

Autogramm geben wolle. Der israelische Protokollchef Abraham Gilbea mischte sich ein und schob den jungen Autogrammjäger freundlich, aber energisch zur Seite. Der König schien bei allem für die Wünsche des Schülers Verständnis zu haben, denn er reagierte auf die ganze Szene mit einem Lächeln.

Amnon Argaman sammelt seit drei Jahren Autogramme. Prunkstücke seines Schatzes sind die Unterschriften des früheren dänischen Ministerpräsidenten Kampman, des schwedischen Premiers Tage Erlander und des ehemaligen französischen Außenministers Christian Pineau.

Der Besuch Baudouins und Fabiolas in Israel dauerte zwei Tage, in denen das Königspaar im allgemeinen den Spuren des Papstes Paul VI. folgte. Die als völlig private Pilgerfahrt geplante Reise rief allerdings auch politische Verwicklungen hervor, die für den Mittleren Osten typisch sind.

König Hussein von Jordanien ließ nicht zu, daß König Baudouin und Königin Fabiola von Jordanien aus den kürzesten Weg nach Israel, also durchs Mandelbaumtor, nahmen. Dies hätte eine unerwünschte Anerkennung Israels bedeutet. Daher mußte das belgische Königspaar vom Flughafen Kalandia — acht Kilometer vom Mandelbaumübergang in Jerusalem entfernt — per Flugzeug abreisen. Die Maschine nahm Kurs zum Mittelmeer, machte kehrt und flog zum israelischen Flughafen Lydda. Hier stiegen die königlichen Gäste ins Auto, erreichten in einer einstündigen Fahrt den jüdischen Teil Jerusalems und waren endlich dort angelangt, wo sie bei Überqueren des Mandelbaumübergangs in 15 bis 20 Minuten hätten sein können.

Der jordanische Rundfunk hatte seinen Hörern nichts vom Israel-Besuch des Königspaares berichtet, sondern gemeldet, daß die Gäste über Nikosia auf Zypern den Rückflug nach Brüssel angetreten hätten. Erst später gab man bekannt, daß der König „überraschend wegen der Verhältnisse auf Zypern" nach Israel geflogen sei.

Die politischen Unbequemlichkeiten störten jedoch das belgische Königspaar in keiner Weise. Die Majestäten waren mit ihrem Besuch zufrieden und waren besonders beeindruckt von der feierlichen Zeremonie im neuangepflanzten Wald, der den Namen Baudouins trägt und ein Symbol der Freundschaft zwischen Israel und Belgien ist.

J. E. PALMON

Superschau aus Licht und Wasser

USA Wenn am 22. April die Weltausstellung in New York ihre Tore öffnet, wird einer der Hauptanziehungspunkte die Wasserorgel sein, die während des Tages etwa alle fünf Minuten ihr Wasserspiel ändert und nach Einbruch der Dunkelheit das Publikum mit einem eindrucksvollen Spiel aus Wasser, Licht und Musik gefangen hält. Alles ist aufeinander abgestimmt und wird von einem etwa 150 Meter entfernt liegenden Raum gesteuert, in dem sich die elektronische Anlage einschließlich Bandgeräten und Steuereinrichtungen befindet.

Für die Beleuchtung, die zwischen den Farben Rot, Gelb, Grün, Blau und Weiß wechselt, wird elektrische Energie benötigt, die ausreichen würde, um 65 000 Lampen von je 100 Watt zu speisen. Ein Lautsprecher von fünf Metern Durchmesser strahlt die Musik aus, die sich dem Rhythmus des Wasserspiels anpaßt. 400 000 Liter Wasser werden pro Minute durch die Düsen gejagt, und das Becken selbst faßt etwa 20 Millionen Liter.

Eigens für diese Vorstellungen entwickelte Raketen, die in den bizarrsten Formen zum Himmel aufsteigen, beschließen mit ungeheurem Krach das Ende einer abendlichen Vorstellung.

KARLHEINZ PRZYBYLLA

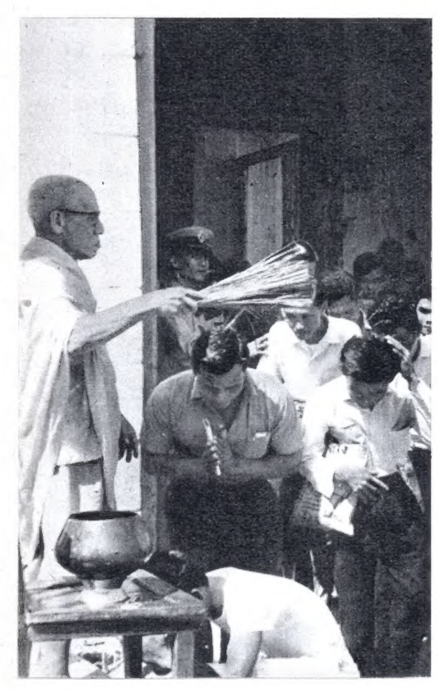
Königsgnade brachte Einbruchswelle

THAILAND Diebe und Dirnen drängten aus dem Gefängnistor. Ein buddhistischer Priester schwenkte einen Wedel und besprengte sie mit geweihtem Wasser. Nicht allen war dieser Segen angenehm. Manche duckten sich oder schützten sich mit vorgehaltener Hand vor den unerwünschten Tropfen. Offenbar fürchteten sie, der Segen könnte sich nachteilig für ihre weitere Karriere auswirken. Eine Karriere, für die von oben gewiß nichts Förderndes zu hoffen ist.

Diese Szene spielte sich vor dem Gefängnis von Bangkok ab. Denn auf Grund einer königlichen Amnestie hatte sich für 1112 Insassen das Tor zur Freiheit geöffnet.

Vor der Massenentlassung sprachen der Innenminister und der Gefängnisdirektor den Amnestierten ins Gewissen und ermahnten sie, von nun an ein bürgerliches Leben zu führen und Konflikte mit dem Gesetz tunlichst zu vermeiden.

Dann öffnete sich das große Tor, der Priester segnete die schwarzen Schafe, und im Nu war die ganze Herde im Straßengewühl verschwunden.



Segen am Gefängnistor: Ein buddhistischer Priester besprengt die Amnestierten mit geweihtem Wasser, das sie gegen die Versuchung festigen soll.

Und für Bangkoks Polizei begann eine Heidenarbeit ...

Obwohl das Sozialamt genügend Mittel bereitgestellt hatte, um den entlassenen Strafgefangenen die Heimreise zu ermöglichen, ging es einem doch nicht schnell genug. Bereits nach vier Stunden saß er wieder hinter Gitter. Man hatte ihn erwischt, als er sich auf einem gestohlenen Motorrad nach dem Süden des Landes absetzen wollte.

Zehn Prozent der Entlassenen wurden sofort wieder verhaftet. Sie werden demnächst erneut vor Gericht stehen, denn sie haben noch einiges andere ausgefressen als nur das, weswegen sie bisher im Kittchen saßen.

Daß viele der unverhofft Freigewordenen die gutgemeinten Mahnsprüche des Ministers und des Direktors als müßiges Geschwätz und den Weihwassersegen des Priesters bestenfalls als Erfrischung betrachtet hatten, zeigte sich sehr rasch. Thailands Hauptstadt erlebte ein Ansteigen der Kriminalität, das den Bürgern Angst und Schrecken einjagte. Es gab Einbrüche am laufenden Band.

Das brachte die thailändischen Polizisten in arge Verlegenheit. Denn sie verhaften ungern Diebe, da sie von deren Verwandtschaft Repressalien zu befürchten haben. So läßt man lieber die Finger davon, und nur wenn der Chef ernsthaft böse wird und mit Nachdruck darauf besteht, einen Erfolg der Fahndungsarbeit zu sehen, bemüht man sich — um eine gütliche Einigung. Die Polizisten kennen ziemlich genau ihre „Kunden" und setzen sich im Notfall eben mit ihnen auseinander, wie man eine für beide Seiten halbwegs tragbare Lösung erreichen kann. Da findet man dann plötzlich die gestohlenen Sachen im Pfandleihhaus — aber der Dieb wird niemals erwischt werden. So fair sind die Polizisten schon, sich an die Vereinbarung zu halten.

Aber es gibt auch rücksichtslose Gesetzeshüter in Thailand. Solche waren es, die ein Taxi genauer betrachteten, das zu nächtlicher Stunde, mit zwei Männern besetzt, auffallend lange am Straßenrand stand, und zwar ausgerechnet in einem Viertel, das von Einbrechern bevorzugt wird. Im Taxi fanden die Polizisten eine komplette Einbrecherausrüstung, außerdem aber ein Hemd und eine Hose. Diese beiden Kleidungsstücke waren deutliche Beweise, daß ein dritter Mann gerade „beruflich" in einem der umliegenden Häuser tätig sein mußte. Denn Bangkoks Einbrecher gehen oft nur mit einem Lendentuch bekleidet auf Tour, haben aber den ganzen Körper mit Öl eingeschmiert. So hoffen sie, zupackenden Nachtwächtershänden besser entgleiten zu können.

Im Taxi fand man ferner eine handgeschriebene Beschwörungsformel, die — wie die beiden Männer erklärten — dazu dienen sollte, das Unternehmen vor bellenden Hunden zu schützen. Diese Formel hatten sie im Gefängnis, wo sie eine Strafe wegen Raubes absitzen mußten, von einem Oberganoven bekommen, der für die Unfehlbarkeit des Zauberspruches garantierte. Als die Amnestie kam, wollten sie das wertvolle neue Wissen sofort ausprobieren.

Daß Kriminellen auch grobe Fehler unterlaufen können, zeigte sich bei einem Einbruch, dem allzu oberflächliche Recherchen vorausgingen. Das Haus gehörte ausgerechnet einem Polizeimajor. Damit hatten die Herren Verbrecher selbst ein Tabu gebrochen, und sie brauchten sich nicht zu wundern, daß die Polizei jetzt wirklich scharf durchgriff. Schon wenige Stunden später waren zwanzig Personen festgenommen. Andere werden folgen.

Der Gefängnisdirektor, dessen Anstalt eine kurze Zeit etwas unterbesetzt war, erwartet einen Massenansturm neuer Gäste GUSTAF DIETRICH



Heft 11

BILDBERICHTE

UNSER FARBBERICHT

ROMANE UND TATSACHENBERICHTE

KURZ – ABER WICHTIG

DER NEUE HITCHCOCK

ZUM TITELBILD:

Das ist eines der offiziellen Bilder Königin Elisabeths: Zusammen mit ihrem Gatten — und wie er in Offiziersuniform — nimmt sie auf dem Balkon des Buckingham-Palastes eine Parade ab. Ihr jüngstes Kind, Prinz Andrew, darf dabei sein. In diesem Frühjahr wird in Englands Königshaus viermal Nachwuchs erwartet. (Zu unserem Farbbericht auf Seiten 42–51).



Die BUNTE/Münchner/Frankfurter Jllustrierte erscheint wöchentlich bei Burda Druck und Verlag GmbH, 76 Offenburg · Herausgeber: Dr. Franz Burda

CHEFREDAKTEUR: Theodor Kleiber. STELLVERTRETER: Oscar Saile. CHEF VOM DIENST: Walter Remus. BILDREDAKTION: Oscar Saile. TEXTREDAKTION: Arthur M. Schiersch. ROMANE UND TATSACHENBERICHTE: Claus Gaedemann. REDAKTEURE: Horst Bausch, Rudolf F. Borchert, Werner R. Gallé, Hermann Holl, Oswald Scharfenberg, Helmut Sohre, Dr. Herbert Speckner, Sepp L. Tauschmann. IMPRIMATUR: Heinz Ulrich. GESTALTUNG: Karl-Heinz Hannappel, C. J. Hagemann, Heinz Rosskopf. BILDERDIENST: Waldemar Dinkat, Erwin Falk. HERSTELLUNG: Heinz Morstadt. REPORTER: Hannes Betzler, Albert Houppertz, Werner Schiller, Alfred Strobel, Max F. Wetterwald. VERTRAGSAUTOREN: Claus-Jürgen Frank, Bernd Ruland, Wolfgang Willmann. BERATENDE REDAKTION: Hermann Schlosser. ANZEIGENDIREKTION: Hasso Völker; verantwortlich für Anzeigen: Willi Rodemer. ZWEIGREDAKTIONEN: München: Konstantin Prinz von Bayern, München, Georgenstr. 19, Tel. 33 37 45, Fernschreiber 05 22043. Bonn: Gerhard Krüger, Bad Godesberg, Robert-Koch-Str. 1, Tel. 6 82 09. Frankfurt/M.: Marita Benthien, Ffm.-Ginnheim, Am Eisernen Schlag 31, Tel. 51 14 45. Hamburg: Georg Würtz, Hamburg 1, Alstertor 15, Tel. 32 56 06. Hannover: Hans Hill, Kanonenwall 5, Tel. 1 31 26. AUSLANDSKORRESPONDENTEN: Argentinien: Oskar Kersenbaum, Buenos Aires, Santiago del Estero 656, Tel. T. E. 37-66 19. Benelux-Staaten: René Henoumont, Brüssel, 100, rue Antoine Dansaert, Tel. 12 06 22. Brasilien: Eduard Keffel, Rio de Janeiro, AV. N.S. Copacabana 860 Apt. 1102, Tel. 36 32 13. Frankreich: Axel Ganz, Paris 8, Champs-Elysées 102, Telefon Elysées 66-79. Nizza: Paul François Léonetti, 4, Av. Mirabeau, Tel. 80 43 31. Griechenland: Karin Kaemmereit, Athen-Chalandri, Evripidoustr. 12. Großbritannien: Gerd Treuhaft, London, Tel. Wordsworth 74 10, 60 Preston Hill, Kenton Middlesex. Iran: Jean Desaunois, Teheran c/o Kayhan, Avenue Ferdowsy. Japan: Werner Crome, Tokio Kamimeguro 7-chome, 1102, Meguro-ku, Tel. 713 27 33. Österreich: Inge Elkan, Wien IV, Rilkeplatz 2, Tel. 65 74 86. Skandinavien: Eduard Edlitzberger, Göteborg 51, Godvätersgatan 12, Tel. 53 57 57. Spanien: Karl Tichmann, Madrid 3, Breton de los Herreros 60, Tel. 2 34 55 67. Thailand: Gustav Dietrich, 49,3 Trok Pikul, Bangkok. Ungarn: Ilona Gazdag, Budapest XIII., Pozsonyi-ut 40, Tel. 20 66 50. USA: Karlheinz Przybylla, 315 East 86th Street, Apt. 18 C New York 28, N.Y., Tel. HA 7-99 37. REDAKTION UND VERLAG: Offenburg/Bd., Tel. 23 51 - 57, Fernschreiber 07 52843. VERLAGSBÜROS: Berlin 30, Marburger Str. 3, Tel. 24 39 73. München 2, Maillingerstr. 5, Tel. 59 36 27 - 29, Fernschreiber 05 22802. Stuttgart, Rotebühlplatz 9, Tel. 29 60 16. — Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 20 vom 1. August 1963 gültig. — Postbezugspreis monatlich 3,20 DM einschl. der von der Bundespost erhobenen Vermittlungsgebühr von —,20 DM. — Einzelpreis —,70 DM, bei Botenzustellung zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr. — Auslandspreise: Australien sh 3/—. Belgien bfrs. 10.—, Dänemark dkr. 1.75. England sh. 2/—. Finnland Fmk. 0.90. Griechenland Dr. 10.50. Israel Ag. 85.—. Holland hfl. 0.80. Kanada can. $ 0.35. Luxemburg bfrs. 10.—. Norwegen nkr. 1.75. Portugal Esc. 8.50. Spanien ptas. 18.— Südafrika Rand 0.20. Türkei T. L. 2.50. USA $ —.30. — Für Herausgabe und Auslieferung verantwortlich in Österreich: Hermann Waldbaur, Wien VI; Salzburg 1. Elsaß-Lothringen: Julius Selbert, Saarbrücken 3, Dudweilerstr. 39.

Die Gangster

„Er hing sehr an mir", sagte die 42jährige Carmen Rinnelt leise, mit gepreßter Stimme von ihrem Timo. Nach seinem Verschwinden hatte sie zwei Wochen lang ihre Wohnung nicht mehr verlassen und niemandem Zutritt gewährt. Als sie sich dann wieder an die Öffentlichkeit begab, zeigte sie sich den Umständen nach gefaßt.

kannten kein Erbarmen

Timos Stiefbruder, der 20jährige Michael Weihmann, Carmen Rinnelts Sohn aus erster Ehe, fuhr mit diesem Plakat durch Frankfurt.

Der kleine Timo (links) wurde entführt. Eine Schar von Erpressern wollte aus diesem Verbrechen noch ein Extrageschäft machen



Timos Vater, der 42jährige Restaurator und Kunsthändler Joachim Rinnelt, war 1960 aus der Ostzone geflüchtet. In Wiesbaden baute er sich eine neue Existenz auf. Es gibt Gerüchte, die Timos Verschwinden mit Joachim Rinnelts Zonenflucht in Verbindung bringen. Er selber hat die Möglichkeit, daß die Entführung ein Racheakt sei, nicht ganz von der Hand gewiesen. Aber er konnte oder wollte nicht sagen, wen er dieser Tat für fähig halte.



Hyänen des Verbrechens

Sie hatten mit der Entführung Timos nichts zu tun. Aber sie wollten aus dem Verbrechen noch ihr Privatgeschäft machen. Es war ihnen egal, ob sie die Nerven der um ihr Kind bangenden Eltern bis zum äußersten belasteten und die Fahndungsarbeit störten. Der 21jährige Rudolf Bialek aus Nordhorn (ganz links) und der 18jährige Erich Klein aus Schlüchtern (rechts, zwischen zwei Polizisten) hatten mit einem dritten Komplizen 15 000 Mark Lösegeld ergaunert. Gegenüber Journalisten gaben sie sich als die Entführer aus, kassierten das Geld und händigten dafür den Schlüssel für ein Haus in der Berliner Straße in Wiesbaden aus. Dort sollte Timo zu finden sein. Von Timo fand sich aber keine Spur. Wenig später konnten Klein und Bialek festgenommen werden. In München spielte der 19jährige Elektrolehrling Reichel die Rolle des Entführers. Er verlangte 62 000 Mark. Auch er wurde geschnappt. Andere Erpresser wandten sich an den Generalvikar von Freiburg i. Br. Sie forderten 50 000 Mark, dann 20 000. Aber ihr Spiel war zu offenkundig. Diese Gangstereien am Rande des tragischen Verbrechens waren für die Polizei eine gewaltige Belastung und für die Eltern eine Nervenprobe.

Ein unmenschliches Spiel: Erpresser gaben sich als Entführer aus





Jeder Hinweis wurde ernst genommen

Immer wieder bekam die Polizei Hinweise, wo Timo zu finden sei. Manchmal geschah das aus gutem Glauben, oft aber aus Wichtigtuerei oder aus „Spaß". Doch immer gingen die Polizisten der Sache nach. Sie durchsuchten Gartenhäuschen, Schuppen, Wohnungen.



Ganz Wiesbaden wird durchkämmt

Wiesbaden mit seiner Umgebung wurde systematisch von der Polizei nach dem Verbleib des kleinen Timo durchsucht. Allein im Wellritztal waren 150 Beamte mit Pferden, Hundestaffeln und Sprechfunkgeräten eingesetzt (oben). Den Weiher am Warmen Damm im Zentrum Wiesbadens fuhr eine Bootspatrouille Meter um Meter ab (unten). Ein Mann hatte angeblich gesehen, wie jemand ein größeres Paket ins Wasser warf. Timos Leiche? Aber nichts wurde gefunden.

Von der Kripo gesucht

Mit einem Telegramm, das die Übergabe Timos versprach, war Joachim Rinnelt nach Barcelona gelockt worden. Dort übergab er den angeblichen Entführern 8000 Mark – bekam aber keinerlei Hinweis auf Timo. Einer der beiden, Hans Werner Schulz, konnte festgenommen werden. Dem mehrmals vorbestraften 25jährigen Rudolf Moser (rechts), ist wahrscheinlich die Flucht nach Südamerika geglückt.







In vollem Flug raste eine mit 83 Personen besetzte Chartermaschine vom Typ Bristol „Britannia" (links) knapp unterhalb des 2679 Meter hohen Glungetzer-Gipfels bei Innsbruck gegen den Berg (rechts). Das Flugzeug hatte wegen Nebels auf dem Innsbrucker Flugplatz nicht landen können und war in den Warteraum in der Nähe des Patscherkofels ausgewichen.

Ein Flugzeug zerschellte mit 83 Menschen an Bord

Das rotgestrichene Heck der Maschine wurde als erstes Wrackteil gesichtet. Es hatte sich tief in den Schnee eingebohrt und wurde von einer öterreichischen Hubschrauberbesatzung ausgemacht, die dann Rettungsmannschaften einwies. Unser Bild zeigt österreichische Soldaten bei der Bergung. Trümmer fanden sich anderthalb Kilometer von der Absturzstelle entfernt.



im Nebel an einem Berg

DER TOD FLOG MIT

Leichenteile und Flugzeugtrümmer lagen im weiten Umkreis verstreut unter Schnee und Eis begraben. Starker Nebel und Schneefälle hatten die Rettungsarbeiten erschwert, so daß sich die Bergungs- und Suchkommandos nur mühsam zur Unglücksstelle vorkämpfen konnten. Überlebende gab es nicht. Die 75 Passagiere, die neben der achtköpfigen Besatzung den Tod fanden, waren englische Skiurlauber. Es ist die zweite Katastrophe bei der „Eagle International" Charterfluggesellschaft.



Der Tod flog mit am Mississippi

Eine Handtasche, ein paar Splitter von Flugzeugteilen (unten) und ein Ölfleck waren die einzigen Überreste einer Düsenmaschine der „Eastern Airlines" vom Typ DC-8, die mit 58 Personen an Bord über dem 180 Meter tiefen Pontchartrain-See in der Nähe der Mississippimündung bei New Orleans explodierte. Ein Hubschrauber (oben) entdeckte die letzten Spuren der Flugkatastrophe.

Unter den Opfern des Flugunglücks über dem Pontchartrain-See bei New Orleans befand sich auch der farbige Baßbariton Kenneth Spencer. Er hatte gerade eine Amerika-Tournee durch die Südstaaten beendet und wollte zu seinen Angehörigen nach Wuppertal zurückfliegen. Der Sänger lebte seit vielen Jahren in Deutschland, weil er mit seiner weißen Frau in den USA rassisch verfolgt wurde. Er war ein Freund unseres Hauses. Beim Bal Paré der BUNTEN in München hörten wir ihn in Deutschland zum letztenmal. Mit ihm verstummte ein gottbegnadeter Sänger. Seltsamerweise ist sein Geburtshaus nur wenige Kilometer von der Stelle entfernt, an der ihn der Tod ereilte.





Kenneth Spencers Frau und Sohn in ihrem deutschen Heim vor dem Lieblingsfoto Frau Spencers, dem Bild ihres Mannes – der nie zurückkehrt.

Eine völlig neue Camera ?

Nein! Es ist die Agfa Optima. Die weltbekannte vollautomatische Camera mit der magischen Taste. Sie wissen schon: grünes Signal im Sucher — freie Fahrt für schöne Photos. Bei der Agfa Optima genügt der Blick durch den Sucher *(unser Bild)*. Und die magische Taste steuert all das vollautomatisch, was früher das Photographieren so erschwerte. So fällt es leicht, schöne Photos zu machen. Schwarzweiß und in Agfacolor. Ihr Photohändler zeigt Ihnen gern die Agfa Optima (die Frontansicht übrigens auch).

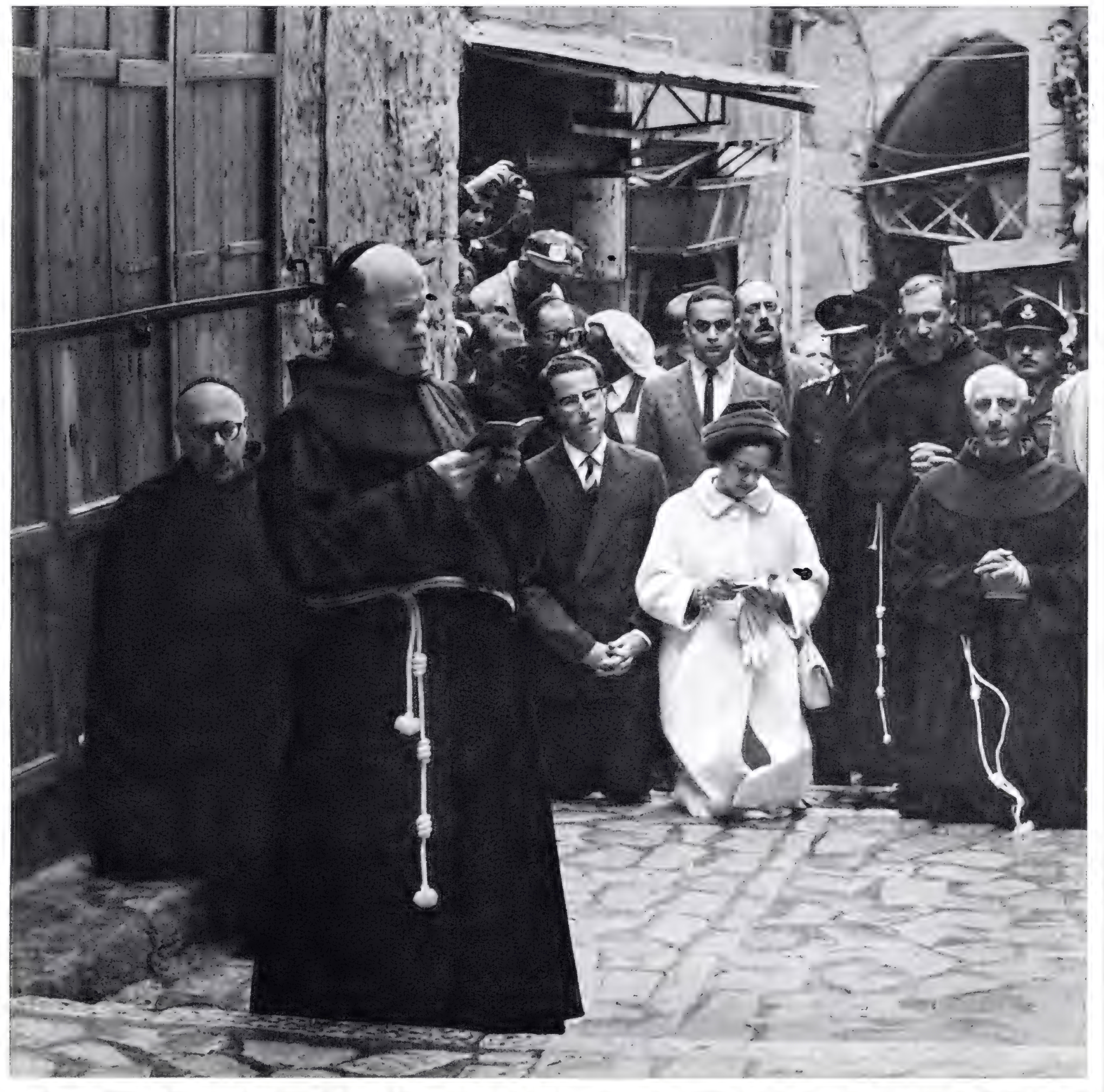
AGFA OPTIMA



Königin Fabiolas Gebet in Jerusalem

Auf den Spuren des Papstes, der im Januar Jordanien und Israel besuchte, reisten König Baudouin und Königin Fabiola von Belgien durch das Heilige Land. Ihr Besuch, mit Schwierigkeiten verbunden (wir berichten darüber in einem Korrespondentenbericht auf Seite 5), bot der jungen Königin Anlaß zu innigen Gebeten. Denn noch immer, nach vielem vergeblichem Hoffen, hat sich ihre Sehnsucht nach einem Kind nicht erfüllt. In diesen Tagen, da England ganz im Zeichen der freudigen Ereignisse steht, denen die britische Königsfamilie entgegensieht (ihr ist unser Farbbericht auf den Seiten 42–51 gewidmet), mag Fabiola in der Via Dolorosa (unser Bild) um so flehentlicher gebetet haben. An ihrer Seite kniete der König. Bei diesem Herrscherpaar, man kann davon überzeugt sein, war dieses Verweilen auf der Pilgerfahrt unendlich viel mehr als eine Geste. Beseelt von tiefer Gläubigkeit, suchte es Zuflucht bei Gott. Und nicht nur die Belgier hoffen, daß dieses Gebet nicht vergeblich war...

Herr, schenk mir einen Sohn



In stummem Gebet verharrten König Baudouin und Königin Fabiola von Belgien in der Via Dolorosa zu Jerusalem, einer Station ihrer Pilgerreise.



DM 5.990

(Wäre der Preis das einzig Gute an diesem Wagen, wären wir nicht so stolz.)

Denn ein billiges Auto zu bauen, ist nur die Hälfte der Geschichte.

Die andere Hälfte: ein gutes Auto zu bauen.

Preise muss man eben sehen im Verhältnis zu dem, was geboten wird.

Sehen wir uns das einmal an. Was bietet der VW 1500 N? Und worauf sind wir also stolz?

Dass er ein echter Volkswagen ist – mit allen technischen Vorzügen. In der Qualität der Verarbeitung. In Ausdauer und Langlebigkeit.

Dass er ein echter Wagen der Mittelklasse ist. Mit fünf Plätzen (davon zwei Einzelsitzen). Mit 45-PS-Motor und 125 km/h Geschwindigkeit (beim Volkswagen bedeutet Höchstgeschwindigkeit zugleich Dauergeschwindigkeit).

Und bei all dem ist er auch noch sparsam, in dem was er verbraucht. Benzin und Öl und Reifen. Sparsam ist er erst recht, in dem was er nicht braucht: Wasser, Frostschutz, Garage, Ersatzteile für Kardanwelle und das ganze komplizierte Wasserkühlsystem.

Wie kann man soviel Gutes unter einen Hut bringen? Können wir denn zaubern?

Nein – das erklärt sich einfach und ist möglich: Wenn man nicht jedes Jahr das Modell wechselt, sondern verbessert. Wenn man in grossen Stückzahlen produziert, die immer grösser werden. Wenn man also, was man spart, an den Kunden weitergeben kann. Und will.

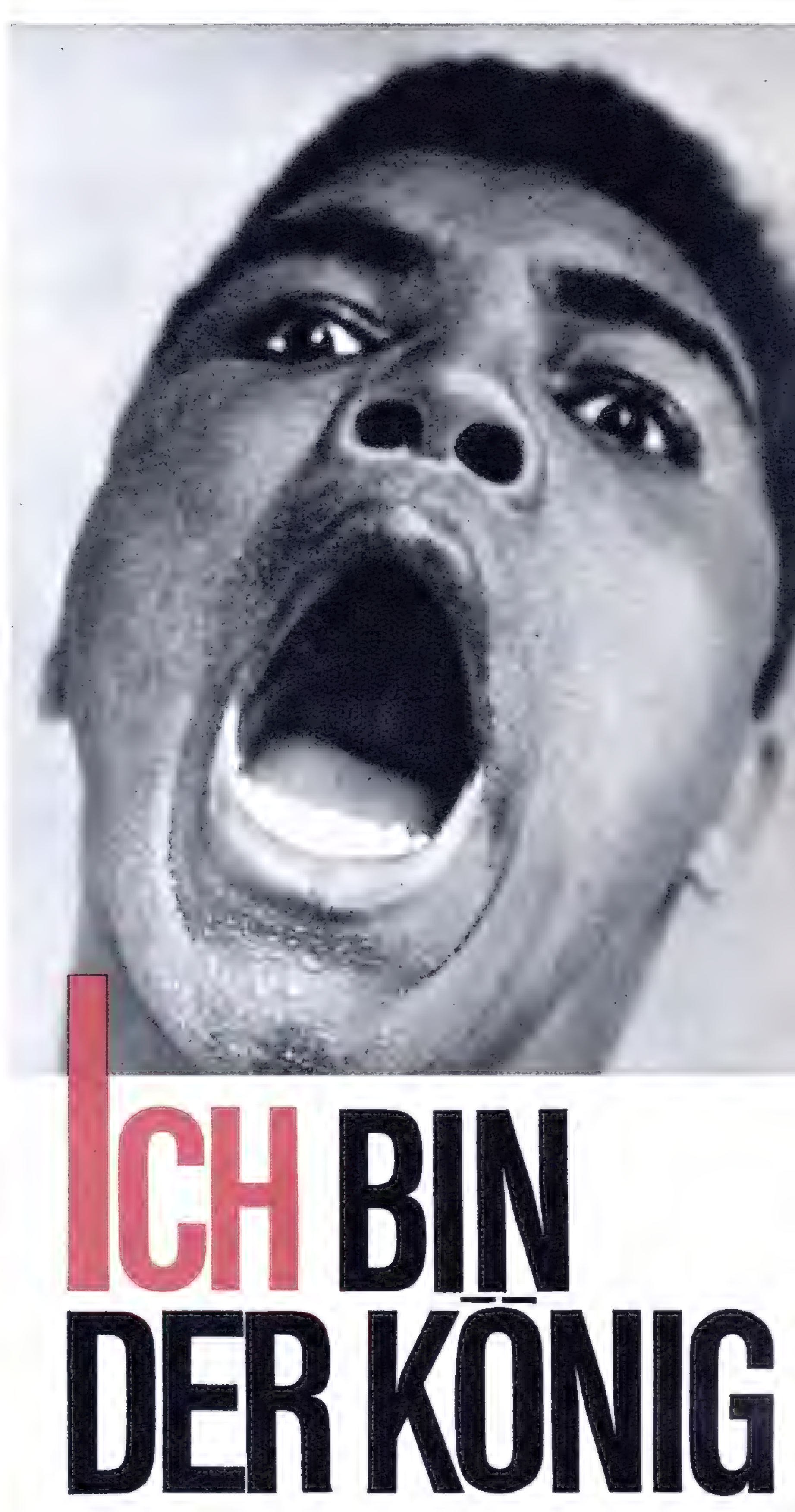
Wenn Sie jetzt glauben, dass der VW 1500 N ein guter Wagen für Sie ist, können Sie ihn billig haben.

Für DM 5990.



**Nahkampf in der fünften Runde.
Sonny Liston (rechts) hat seinen Gegner an den Seilen gestellt und bearbeitet nun mit seinen mächtigen Fäusten Cassius Clays Körperpartien. Die Schläge tun sehr weh, sagt der Gesichtsausdruck von Cassius. Es stand in diesem Augenblick nicht gut um Clay.**

Großmaul Cassius Clay:



Ich bin der König

Box-Sensation in Miami Beach. Im Kampf um die Weltmeisterschaft im Schwergewicht der Berufsboxer besiegte der Herausforderer „Großmaul" Cassius Clay den Titelverteidiger Sonny Liston durch technischen K. o. Liston gab nach der 6. Runde wegen einer Schulterverletzung auf. Nach seinem Sieg rief Cassius Clay (oben), der wegen seiner Großsprecherei oft belacht wurde, ins Publikum: „Ich bin der Größte, ich bin der König!"

2500 Dollar Strafe für Cassius



Klamauk beim Wiegen. Cassius Clay überfiel seinen Gegner Sonny Liston mit Schmähungen, so daß das Wiegezeremoniell um eine Stunde verschoben wurde. Daraufhin belegte der Vorsitzende Cassius Clay mit einer Strafe von 2500 Dollar.

Sonny Listons Linke nimmt Maß, aber immer geht der pfiffige Cassius Clay (rechts) mit der Nase zurück. Der Herausforderer ist schneller und pendelt mit dem Kopf aus der Schlagrichtung der gegnerischen Fäuste. Liston greift ständig an.



Duell der Linken. Sonny Liston (links) trifft nur die Schulter und ein Stück der Wange seines Gegners. Clays Faust aber sitzt bei dem Titelverteidiger auf dem Auge und dem Jochbein, auf dem später eine Platzwunde entsteht.

Jedem das Seine

Einer möchte in allen Räumen fernsehen – womöglich noch auf der Terrasse. Der andere hält was auf seinen „Fernseh-Stammplatz". Der eine bevorzugt den 69-cm-Gigant-Bildschirm, auf dem der Kopf der Ansagerin in Lebensgröße erscheint, der andere schwört auf 59 oder 48 cm.

Doch eines wünschen sich alle: die Zuverlässigkeit ihres Fernsehgerätes. Und die finden sie bei GRUNDIG - beim kleinen, transportablen Fernseh-Boy wie beim 69-cm-Luxusschrank. Denn alle GRUNDIG Zauberspiegel haben jetzt 9 Transistoren. Das bedeutet: höchstmögliche Betriebssicherheit!

Fordern Sie gleich den neuen GRUNDIG Fernsehgeräte-Prospekt mit dem Gutschein unten rechts an!



GRUNDIG Zauberspiegel S 4000
mit 69-cm-Gigant-Bildröhre



GRUNDIG Fernseh-Boy P 400



Gutschein

für einen kostenlosen Sonderprospekt „Neue Zauberspiegel"

Bitte ausschneiden, in Druckbuchstaben ausfüllen und einsenden an die GRUNDIG Werke GmbH, 8510 Fürth, Kurgartenstraße 37!

....
Vor- und Familienname

....
Beruf

....
Postleitzahl und Wohnort

....
Straße und Hausnummer

41/64

Die Wetten für den Kampf um die Weltmeisterschaft im Schwergewicht der Berufsboxer standen 7:1 für den Titelverteidiger Sonny Liston. Zur 7. Runde trat er wegen einer Schulterverletzung nicht mehr an. Cassius Clay, der Herausforderer, auch „Großmaul" genannt, sprang von seinem Stuhl auf, rannte in die Mitte des Ringes und warf die Arme in die Höhe. „Ich bin der Größte", jubelte er, während der geschlagene Sonny Liston betrübt vor sich hinstierte. Er hatte unter dem Auge, am Jochbein, eine Verletzung.

Aber nicht die Wunde unter dem Auge war ausschlaggebend dafür, daß Sonny Liston seinen Weltmeistertitel verlor, sondern eine Verrenkung in der Schulter. Das aber war gerade der Grund, daß die Boxkommission von Miami Beach mißtrauisch wurde und vorläufig die Börse Listons einbehielt. Sie soll erst nach Klärung der Umstände freigegeben werden, die Liston zur Aufgabe des Kampfes bewogen.

Cassius Clay, 22 Jahre alt und Olympiasieger 1960 im Halbschwergewicht, galt gegen den bärenstarken Sonny Liston als Außenseiter. Aber unbekümmert hatte er vor dem Kampf erklärt: „Ich werde so lange um Sonny herumtanzen, bis er müde wird, und ihn dann mit meinen Schlägen erledigen. Spätestens in der 8. Runde!"

Liston hingegen posaunte heraus: „Ich werde Clay das Großmaul spätestens in der 4. Runde stopfen."

Nach der sechsten Runde blieb er auf der Strecke. Die Einigung geschah also in der goldenen Mitte.

Beide straften auch in der Kampfesweise alle Voraussagen Lügen und boxten fair und ohne Fouls. Es war sogar ein sehr sauberer Kampf, obwohl man aus den vorhergegangenen Schimpfkanonaden hätte erwarten müssen, daß es recht rauhbeinig zugehen würde. Keiner der Boxer brauchte eine Ermahnung einzustecken, und Cassius imponierte durch die elegante Art, aus dem Bereich der Schläge seines Gegners herauszutauchen.

Max Schmeling, Deutschlands einziger Boxweltmeister, verfolgte das Geschehen am Fernsehschirm und sagte dazu: „Der Kampf zwischen Sonny Liston und Cassius Clay war sehr gut. Clay hat zwar noch gewisse Schwächen, aber wenn ihm der Titel nicht zu Kopf steigt, wird er noch seinen Weg machen. Leider fehlte dem Kampf etwas Dramatik."

Cassius Clay hatte 95,59 kg, bei einer Körpergröße von 1,90 Meter, auf die Waage gebracht. Sonny Liston, 1,86 Meter groß, wog 98,97 kg.

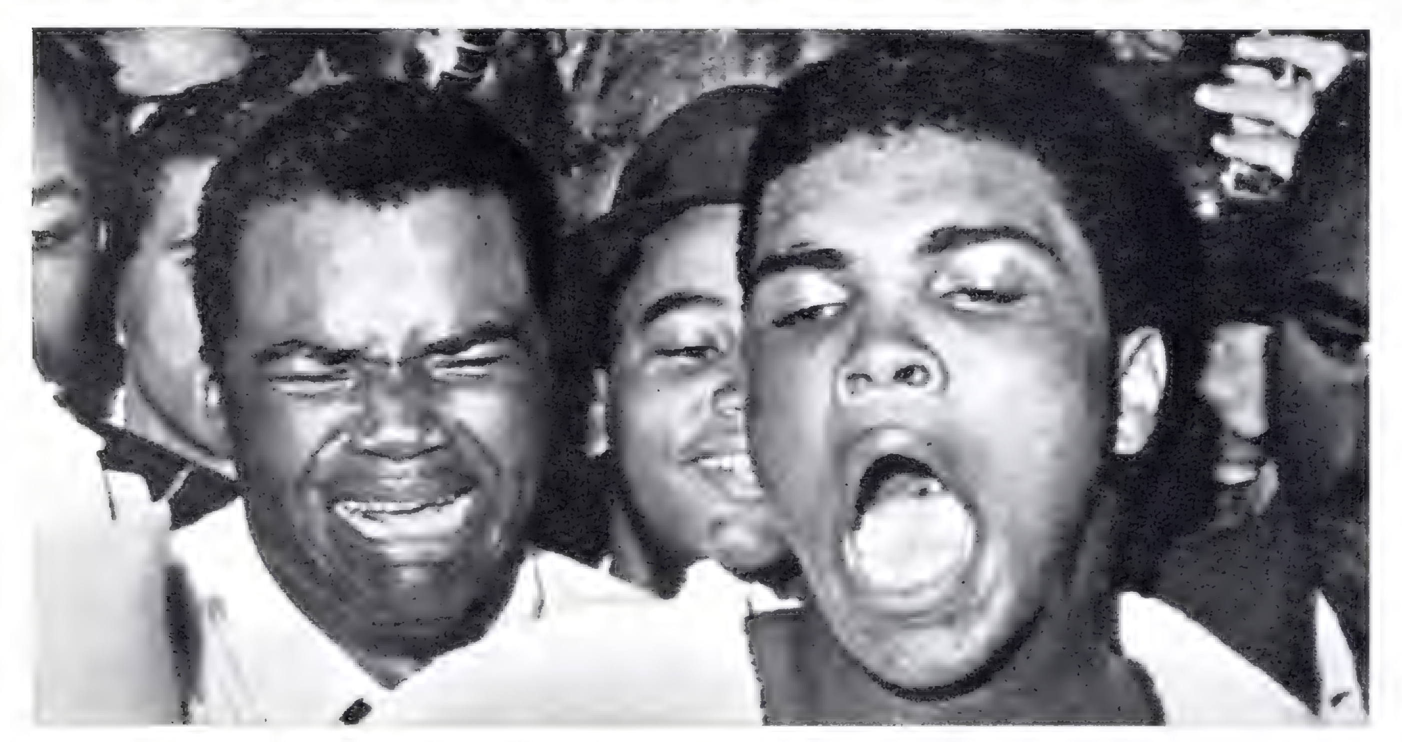
Zwei Punktrichter und der Ringrichter werteten den Kampf bis zur Aufgabe von Liston wie folgt: Ringrichter Felix 57:57, also ausgeglichen, Punktrichter Lovitt 58:56 für Liston und Punktrichter Jacobson 59:56 für Clay.

Listons Manager: „Ich war derjenige, der die Entscheidung fällte und Sonny wegen seiner Schulterverletzung nicht weiterboxen ließ. In der Revanche wird Sonny dieses Großmaul aber k. o. schlagen."

Ist auch das Großsprecherei oder Reklamerummel? Cassius Clay erklärte, daß Sonny Liston sich erst wieder würdig erweisen müsse, gegen ihn zu boxen. Aber vorerst werde es etwas dauern, denn er habe eine Einberufung zum Militär.

Aber das glaubt kein Mensch.

„Ich bin der König!" schreit Cassius Clay ins Publikum. Es ist nach der 6. Runde. Sonny Liston hat aufgegeben.



„Hier bin ich, der Weltmeister!" ruft Cassius Clay (rechts) zu seiner Mutter hinunter, die am Ring sitzt. „Habe ich dir nicht gesagt, daß ich ihn schlagen werde?" Seine begeisterten Freunde umringen ihn stürmisch.



Nur noch Exweltmeister ist Sonny Liston, als sein Manager jene verletzten Muskelpartien aufzeigt, die ihn zur Aufgabe zwangen. Unter seinem linken Auge haftet ein Pflaster.

Kann man alte Teekultur mit dem Fortschritt verbinden?

Ja, das kann man heute. Mit Teefix haben Sie alles, was Sie für eine gute Tasse Tee brauchen. Das ist wirklich bester Tee auf praktische Art. Genießen Sie diesen Tee. Er kommt von den besten Plantagen der Welt. Erfahrene Teekenner haben ihn aus vielen guten Sorten für Teefix ausgewählt. Im Teefix-Beutel kann er alle seine guten Eigenschaften voll entfalten. Hier kann das Wasser von vier Seiten an den Tee. Das spüren Sie am Geschmack, am Aroma, an der Ergiebigkeit. Mit Teefix gewinnen Sie mehr Zeit für mehr Genuß an einer sehr guten Tasse Tee.

teefix

tee

Ceylon-Assam-
Teemischung







Deutsche Botschaft Moskau

Rasputin 1

Bericht von Bernd Ruland: Was geschah vor 50 Jahren hinter den Kulissen der Diplomatie? In Petersburg versuchte der deutsche Botschafter, den Sturz in den Abgrund zu verhindern . . .



Der unheimliche Mann im Hintergrund: Rasputin. Unser Bild zeigt den geheimnisvollen Wundermönch mit zwei Adjutanten des Zaren: Oberst Loman (links) und Fürst Putjatin (rechts).



Besuch aus Berlin: 1912 empfängt Zar Nikolaus seinen Vetter, den deutschen Kaiser

Der deutsche Botschafter in St. Petersburg, Graf Pourtalès, weiß in diesen drei letzten Tagen des Juli 1914 nicht mehr, wo ihm der Kopf steht. Er hastet von einem Gespräch zum anderen. Er sitzt stundenlang mit dem Außenminister Sasonow zusammen und beschwört ihn, alles zu tun, um den Krieg zu vermeiden. Er konferiert mit anderen Persönlichkeiten der russischen Politik und bittet sie um Intervention.

Bitte umblättern



Rußlands beste Schützen: die Leibgardisten des Zaren Nikolaus II. Wo immer sich der Herrscher aller Reußen zeigt, wo er wohnt und wo er sich aufhält: Überall ist er streng bewacht.

kann nicht helfen

Wilhelm (1), in St. Petersburg. Zusammen mit seinem Gast und dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch (3) schreitet Zar Nikolaus (2) die Ehrenwache ab.

Fortsetzung von Seite 24

Deutsche Botschaft Moskau



Vertrauter der Zarin: Rasputin. Der Einfluß dieses Mannes auf Alexandra Feodorowna ist grenzenlos. Sie unternimmt nichts, ohne ihn zu fragen. Gegen alle Widerstände ihrer Umwelt steht sie zu diesem Mann, dessen ausschweifendes Leben Anstoß erregt. Auch der Zar hält seine Hand über ihn.



Sorge um den Kronprinzen. Die Zarin bangt am Krankenbett ihres Sohnes. Der Zarewitsch leidet an der Bluterkrankheit. Kein Arzt kann helfen. Da erscheint Rasputin, spricht mit dem Jungen. Ein Wunder geschieht: Der Knabe fühlt sich augenblicklich wohler. Damit beginnt Rasputins Karriere.

Pourtalès kann in diesen Tagen kaum an Schlaf denken. Wenn er aufgeregt und fast atemlos von seinen Besuchen im Außenministerium oder von anderen Konferenzen in die Deutsche Botschaft an der Morskaja zurückkehrt, stürzt er sofort in sein Zimmer und berichtet seinen Mitarbeitern über die letzten Gespräche.

Die Nervosität des Grafen Pourtalès legt sich sofort, wenn er seinem Mitarbeiter Friedrich von Prittwitz und Gaffron die Berichte diktiert, die sofort dem Auswärtigen Amt in Berlin telegrafisch übermittelt werden — selbstverständlich verschlüsselt.

Ein Telegrammkrieg ohne Beispiel wütet in Europa. Nie zuvor in der Geschichte gingen so viele Depeschen von Hauptstadt zu Hauptstadt, von Land zu Land. Wenn sie später, nach 1918, alle veröffentlicht werden, füllen sie zahllose dicke Bände.

Für Pourtalès wird die Situation immer hoffnungsloser. Das Gespenst des Krieges ist nicht mehr zu bannen. Er muß jetzt auch daran denken — für den schlimmsten aller Fälle —, Vorbereitungen für die Abreise zu treffen. Es wird ein grotesker Wettlauf zwischen den Vorbereitungen des Aufbruchs und den fieberhaften Versuchen der Diplomatie, den Krieg zu verhindern ...

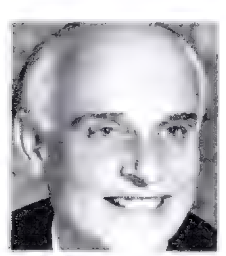
Zu der eifrigen diplomatischen Arbeit des Grafen Pourtalès läuft ein Telegrammwechsel zwischen Kaiser Wilhelm II. und Zar Nikolaus II. parallel. Die Monarchen appellieren gegenseitig an Einsicht und Vernunft, pochen auf ihre Verwandtschaft, berufen sich auf ihre freundschaftlichen Beziehungen und unterzeichnen ihre weltgeschichtlichen Depeschen mit „Dein sehr aufrichtiger und ergebener Freund und Vetter Willy" und „Dein Dich liebender Nicky, der auf Deine Weisheit und Freundschaft vertraut".

Jahre später und noch nach Jahrzehnten werden Hunderte Bücher darüber geschrieben, ob alle Telegramme wirklich ernst gemeint oder ob es nur diplomatische Floskeln waren, und Generationen von Historikern werden sich mit der Frage der Kriegsschuld beschäftigen.

*

General Dobrorolsky, Leiter der Mobilmachung im russischen Generalstab, nimmt den Telefonhörer in die Hand und hört, was der Chef des Generalstabs der russischen Armee,

Bitte umblättern



Botschafter Horst Gröpper:

Was ich in Moskau erreichen möchte

Der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in der Sowjetunion, Horst Gröpper, erklärte dem Autor unseres Berichtes, Bernd Ruland, in Moskau:

„Das wichtigste Ziel meiner Arbeit in Moskau ist, mich für die Verwirklichung der Wiedervereinigung Deutschlands in Frieden und Freiheit einzusetzen.

Wie allgemein bekannt ist, hat die Sowjetunion leider bisher alle hierauf gerichteten Vorschläge abgelehnt.

Das kann mich jedoch nicht in der Überzeugung beirren, daß die Führung dieses mächtigen Landes eines Tages die positive Bedeutung erkennen wird, die eine deutsche Wiedervereinigung auch für ihre eigenen nationalen und weltpolitischen Interessen hat.

Die Sowjetregierung wird sich auf die Dauer nicht der Erkenntnis verschließen können, daß die Wiedervereinigung Deutschlands zugleich die beste Voraussetzung für eine echte und dauerhafte Entspannung im europäischen Bereich und in der west-östlichen Auseinandersetzung überhaupt ist.

Darüber hinaus muß es im sowjetischen Interesse liegen, durch ihre Zustimmung zur Wiedervereinigung Deutschlands die Freundschaft eines Landes zu gewinnen, das bereit und in der Lage ist, mit der Sowjetunion vor allem auch auf wirtschaftlichem und wissenschaftlich-technischem Gebiet in einem Verhältnis echter und aufrichtiger Partnerschaft zusammenzuarbeiten.

Die Möglichkeit vielfältiger Ergänzung zwischen der deutschen und der sowjetischen Wirtschaft wird allein schon durch die Tatsache bewiesen, daß die Bundesrepublik in den letzten Jahren zu einem der wichtigsten westlichen Handelspartner der Sowjetunion aufgerückt ist.

Neben der Aufgabe, mich für die Verwirklichung des Hauptanliegens des deutschen Volkes, der Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit, einzusetzen, bemühe ich mich in gleicher Weise um die Pflege und Verbesserung der deutsch-sowjetischen Beziehungen.

Hier sind dem deutschen Botschafter in Moskau eine Reihe wichtiger Aufgaben gestellt, die — neben der uns besonders am Herzen liegenden Repatriierung deutscher Staatsbürger — alle Bereiche der Politik umfassen und vor allem auch den Ausbau und die Förderung der Beziehungen auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet zum Gegenstand haben.

Gerade in der Vertiefung der deutsch-sowjetischen Beziehungen — sei es auf dem Gebiet der Wirtschaft, der Kultur oder der Kontakte — sehe ich Aufgaben, die mit der eingangs beschriebenen politischen Zielsetzung in engstem Zusammenhang stehen.

Mit diesen auf vielen Ebenen sich abspielenden Kontakten und Bemühungen wird wertvolle Aufklärungsarbeit geleistet, die das Mißtrauen zwischen unseren Völkern abbauen und auch den Boden für eine Intensivierung unserer Beziehungen lockern kann.

Ich glaube, daß mir die Kenntnis von Land und Leuten in der Sowjetunion, die ich mir vor und nach dem Krieg in einer bald achtjährigen Tätigkeit in diesem Land erwerben konnte, bei der Erfüllung meiner heutigen Aufgaben von Nutzen sind. Ich habe in dieser Zeit das russische Volk und seine großen Leistungen — dies gilt sowohl für Technik und Wissenschaft wie namentlich auch für alle Bereiche der Kultur — schätzen und bewundern gelernt.

Das deutsche und das russische Volk haben in früheren Zeiten in einem Verhältnis gegenseitiger Wertschätzung gelebt und sich einander viel gegeben.

Ich kann mir für beide Völker nichts Besseres wünschen als die endgültige Überwindung der Schatten der Vergangenheit und der Schwierigkeiten der Gegenwart. Sie würde die Wiederaufnahme der guten Traditionen ermöglichen, in denen so lange Zeit eine friedliche Zusammenarbeit unserer beiden Nationen ihren Ausdruck fand."



LORD EXTRA

aromareich im Geschmack
und nikotinarm im Rauch

Lord
EXTRA
IM RAUCH NIKOTINARM

Ein Erzeugnis der Cigarettenfabrik Kristinus

FILTER · KING SIZE · 20 STÜCK DM 1,75

64 Z 2



Deutsche Botschaft Moskau

Immer von Frauen umlagert: Rasputin. Tag und Nacht ist Rasputin unterwegs, zu Frauen und Trinkgelagen. Und in seinem Haus in St. Petersburg kann er sich der Besucherinnen nicht erwehren, die um seine Liebe buhlen.

Zarenfamilie — angetreten für den Hoffotografen. Sie alle, die Großfürstinnen und Großfürsten der Romanows, die hier ihren „Chef" Nikolaus (x) vor der Sommerresidenz Zarskoje Selo flankieren, freuten sich ihres Lebens.



Fortsetzung von Seite 26

Januschkewitsch, durch den Draht schreit:

„Halten Sie alle Telegramme sofort an! Seine Majestät hat die Allgemeine Mobilmachung zurückgezogen und dafür nur die Teilmobilmachung gegen Österreich befohlen. Warten Sie weitere Informationen ab! Hauptmann Tugan-Baranowski ist auf dem Wege zu Ihnen ins Haupttelegrafenamt, um Ihnen Einzelheiten mitzuteilen ..."

Es knackt in der Leitung. Das Gespräch ist zu Ende. Dobrorolsky läßt sich alle Kopien des schicksalsschweren Telegramms, das den Mobilmachungsbefehl enthält, vom Direktor des Telegrafenamtes aushändigen.

Wenige Minuten später trifft der angekündigte Hauptmann ein, nervös und außer Atem. Er wiederholt Dobrorolsky noch einmal, was der Aufmarschchef soeben schon telefonisch erfahren hat.

„Ich fuhr sofort in einem bereitstehenden Kraftwagen zu Generalstabschef Januschkewitsch", erzählt Dobrorolsky in seinen Erinnerungen. „Ich traf ihn in seinem Arbeitszimmer. Er tobte. Auch ich konnte ihm gegenüber meinen Schmerz über die Änderung der Dinge nicht verbergen.

Januschkewitsch wurde allmählich ruhiger. Er erzählte mir, der Zar habe erklärt, daß er allein die ganze Verantwortung für die Sicherheit Rußlands trage. Nikolaus II. nehme alles auf sich, was dem Reich dadurch geschehen könnte, daß die Allgemeine Mobilmachung unterbleibe und nur die Teilmobilisierung durchgeführt werde.

Weiter berichtete mir Januschkewitsch, daß die Vertreter des militärischen Ressorts von sich aus alles Menschenmögliche getan hätten, um den Zaren zur Allgemeinen Mobilmachung zu bewegen. Aber es sei vergeblich gewesen."

*

An diesem Abend des 29. Juli sitzt die Zarin in ihrem kleinen Salon des Alexandria-Palais in Peterhof. Sie hat den Kopf in die Hände gestützt und weint.

Als Frau sieht sie viel deutlicher als die Männer, welches Unglück dem Reich ihres geliebten Mannes bevorsteht.

Auf dem Tisch liegt ein Telegramm, das sie soeben von Grigorij Jefimowitsch Rasputin erhalten hat. Er beschwört sie, dem Zaren noch einmal klarzumachen, daß er den Krieg unter allen Umständen — koste es, was es wolle — verhindern müsse. „Sonst wird über die Dynastie und über das ganze Land furchtbares Mißgeschick hereinbrechen."

Alexandra Feodorowna kann das alles nicht fassen. Daß ausgerechnet jetzt Rasputin nicht in Petersburg sein kann! „Er würde bestimmt den Krieg verhindern", seufzt sie.

Rasputin könnte helfen ... Davon ist die Zarin fest überzeugt. Und sie weiß, daß viele maßgebende Politiker in Petersburg ihre Ansicht teilen. Sie alle kennen den großen Einfluß, den dieser „heilige Teufel" auf den Zaren und seine Frau ausübt ...

Alexandra Feodorowna erhebt sich langsam, geht einige Schritte im Zimmer auf und ab, setzt sich dann an ihren Schreibtisch und formuliert eine Depesche an Rasputin, die auf einer für die Zarin direkt nach Sibirien geschalteten Leitung sofort befördert wird.

Sie fleht den Wundermönch an, durch die Kraft seines Gebetes noch einmal zu versuchen, den Krieg unmöglich zu machen.

*

Seit Mitte Juni hat sich Rasputin, der unheimliche Mann, in sein Heimatdorf Pokrowskoje zurückgezogen. Die Angriffe seiner Feinde waren so massiv, die Morddrohungen so deutlich geworden, daß er es vorzog, für einige Zeit von der schillernden Büh-

Bitte umblättern

Wenn Sie ihn kaufen, ist er alt genug: Voll ausgereift und reich im Aroma.

Wenn Sie Dujardin verlangen, können Sie sicher sein, daß Sie einen voll ausgereiften Weinbrand bekommen. Es gibt nirgends einen „jungen" Dujardin. Weder im Geschäft, noch in der Gaststätte.

Dujardin muß lange warten, bevor er unser Haus verlassen darf. Wir lagern ihn nach altem Brauch in Fässern aus dem aromatischen Holz der Limousin-Eiche. Darin lassen wir ihn ruhen und reifen, bis er endlich sein mildwürziges Aroma und seine wundervolle goldene Klarheit hat. Erst dann sind wir mit seiner Qualität zufrieden. Erst dann können Sie ihn kaufen.

Wir destillieren Dujardin mit der ganzen Erfahrung aus 154 Jahren. Und kaufen für ihn die Brennweine nur in der Charente und im Armagnac. Das spüren Sie an seinem feinen Bouquet und am reichen Aroma. Genießen Sie ihn so oft Sie wollen: Er ist immer gut bekömmlich.







Deutsche Botschaft Moskau

Fortsetzung von Seite 28



Revolution in Sicht! Schon 1914 erlebt St. Petersburg jede Woche Demonstrationen. Das Volk ist unzufrieden und will keinen Krieg.

Ehrenwache für den Zaren. Außer Scharfschützen gibt es Gala-Wachtposten (unten), die Macht und Ansehen des Zaren demonstrieren.



ne St. Petersburgs zu verschwinden. Seine Saufgelage, sein hemmungslos-ausschweifendes Leben und sein drohend-polterndes Auftreten hatten solche Formen angenommen, daß auch die ihm hörige Zarenfamilie einem „Urlaub" zustimmte.

Rasputin und seine Anhänger hatten keine Ahnung von dem Plan seiner Gegner, ihn im fernen Sibirien zu überfallen und zu entmannen.

Das „Aktionskomitee" für dieses Unternehmen hatte eine in Petersburg berühmte Prostituierte, Kionja Gussewa, ausfindig gemacht. Sie war bereit, „die vielen lästerlichen Taten Rasputins" zu rächen.

Die Gussewa — eine Frau, wie sie Dostojewski hätte schildern können: nervenkrank, religiös überspannt, hysterisch, allen Formen der Mystik aufgeschlossen, dem Alkohol verfallen, mit ihren erst sechsundzwanzig Jahren schon völlig verzehrt.

Kionja Gussewa fährt nach Pokrowskoje, das in der Nähe von Tobolsk liegt. Dort quartiert sie sich bei einem Bauern ein. Sie erzählt ihm, sie befinde sich auf einer Pilgerfahrt.

Ganz in der Nähe liegt das Haus, in dem Rasputin wohnt. Von morgens bis abends schleicht die Gussewa um Rasputins Domizil und wartet auf die Gelegenheit, ihren Auftrag auszuführen.

Am 28. Juni 1914 — an jenem Tag, an dem im fernen Sarajewo das österreichische Thronfolgerpaar ermordet wird — beobachtet sie den Postboten, der im Laufschritt zu Rasputins Haus eilt. Er trägt ein Telegramm der Zarin bei sich. Es vergeht kein Tag, an dem seine größte Bewunderin ihm keine Nachricht zukommen läßt.

Der Postbote verschwindet in Rasputins Datscha und ist nach wenigen Augenblicken wieder auf der Straße. Etwa dreißig Sekunden später erscheint der Wundermönch in der Tür, ruft nach dem Postmann und eilt ihm nach. Er will ihm die schnelle Antwort auf das Telegramm der Zarin übergeben.

Kionja Gussewa tritt Rasputin entgegen, fällt auf die Knie, streckt bittend ihre Hand aus, fleht um ein Almosen.

In dem Augenblick, da Rasputin in die Tasche greift, erhebt sie sich blitzschnell, nimmt ihr unter dem Überhang verstecktes Messer, stößt es in Rasputins Unterleib und schreit:

„Ich habe den Antichrist getötet!"

Grigorij Jefimowitsch hält sich durch seine ungeheure Energie aufrecht, gibt keinen Laut von sich, preßt die Hände auf seinen Unterleib und schleppt sich in sein Haus. Dort stürzt er zu Boden.

Die Menschen laufen auf der Straße zusammen. Polizisten sind sofort zur Stelle und wollen die Gussewa festnehmen. Sie schlägt wild um sich, spuckt und schreit. Nur mit Mühe kann sie überwältigt und in das Gefängnis des Dorfes gebracht werden.

Rasputin ist schwer verletzt. Der Postmeister alarmiert sofort den nächsten Arzt in Tjumen. Erst acht Stunden später, nach langer Wagenfahrt, trifft der Medikus ein. Im Schein einer Kerze muß er in Rasputins Speisezimmer den Schwerverletzten operieren.

Erst nach einigen Tagen ist der Beichtvater der Zarin transportfähig. Er wird in das Krankenhaus von Tjumen gebracht. Wochenlang schwebt er zwischen Leben und Tod. Aber sein Geist ist so wach, daß er telegrafisch Kontakt mit seiner fernen Vertrauten halten kann.

Der Attentäterin wird von den Justizbehörden Irrsinn bescheinigt. So hat man einen guten Grund, das Verfahren gegen sie einzustellen. Sie wird, auf den Wink des Zaren hin, in eine Anstalt gebracht. Ein öffentlicher Prozeß wäre dem Kaiserpaar höchst unangenehm und auch gar nicht im Sinne der vielen Anhänger Rasputins gewesen, die Enthüllungen fürchteten

Viele Russen, die den allmächtigen Mönch hassen, machen sich ihre eigenen Gedanken über das Attentat. Das Schicksal hat eine merkwürdige Regie geführt... Rasputin ist an dem Tage nur um Haaresbreite dem Tod entgangen, an dem das österreichische Thronfolgerpaar verblutete. Ist das nicht ein Zeichen des Himmels? Viele glauben daran.

Wenige Tage nach dem Attentat kommt es in Moskau und Nishnij-Nowgorod zu schweren Streiks und Schlägereien mit der Polizei, in Petersburg sogar zu Barrikadenkämpfen. Die Gefängnisse in diesen Städten sind bald überfüllt. Die Öffentlichkeit ist bestürzt. Die Börsenkurse der russischen Werte purzeln nach unten...

Für viele Historiker gibt es keinen Zweifel: Wenn Rasputin in jenen späten Julitagen 1914, in den Stunden vor Ausbruch des ersten Weltkrieges, in St. Petersburg gewesen wäre, dann hätte die Weltgeschichte möglicherweise einen anderen Verlauf genommen.

Der Wundermönch galt als aufrechter Friedensfreund. Er wußte zu gut, wie das Volk dachte. Aber dieses Volk, das ihn fürchtete, wußte noch nicht, daß er „Mütterchen Rußland" vielleicht den Krieg erspart hätte.

Als 1912 Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, vor allem unter dem Einfluß seiner montenegrinischen Frau, alles daran setzte, den Zaren zu einem Eingreifen in den Balkankonflikt zu verleiten, flehte Rasputin den Herrscher aller Reußen an, sich auf dieses Abenteuer nicht einzulassen — mit Erfolg.

„Bedenke, was aus dir und deinem Volke werden soll!" hatte er den Kaiser beschworen. „Dein Großvater hat den Bulgaren geholfen, das Joch der Türken abzuschütteln. Und wie haben sie es ihrer Retterin, dem Mütterchen Rußland, vergolten? Werden unsere Väter, die wegen dieser unverläßlichen Tataren ihr Blut vergossen haben, ihre Söhne segnen, wenn du sie in den Krieg schickst? Nehmen wir selbst an, wir würden siegen! Was dann? Es heißt, wir müßten unseren slawischen Brüdern helfen. Aber — ist nicht auch Kain der Bruder Abels gewesen?"

In den letzten Julitagen des Jahres 1914 bombardiert er die Zarin und den Zaren mit telegrafischen Beschwörungen, für den Frieden zu sorgen. „Es ist ganz sinnlos, um der Empfindlichkeit Serbiens willen einen Weltkonflikt von unabsehbaren Folgen zu entfesseln."

Aber diesmal versagt sein Einfluß, weil er nicht die Macht seines persönlichen Auftretens ausüben und seine Suggestivkraft wirken lassen kann.

Wie sehr Rasputin den Krieg verabscheute, bestätigt auch Maurice Paléologue, Frankreichs Botschafter in St. Petersburg, in seinen Memoiren („La Russie des Tzars pendant la Grande guerre"):

„In kurzen, stoßweisen Sätzen entwarf Rasputin vor mir ein pathetisches Bild von den Leiden, die der Krieg dem russischen Volk auferlege.

»Wir haben zuviel Tote, zuviel Verwundete, zuviel Trümmer, zuviel Tränen! Denke an die Unglücklichen, die nicht mehr wiederkommen werden! Denke daran, daß jeder von ihnen fünf, sechs, ja zehn Menschen hinterläßt, die ihn beweinen! Ich kenne Dörfer, in denen jeder einen Toten betrauert. Und die Männer, die aus dem Krieg zurückkehren — mein Gott und Herr —, wie sehen die aus! Krüppel Einarmige, Blinde...

Siehst du, wenn das Volk allzu sehr leidet, dann wird es schlecht, und dann kann es fürchterlich werden! Es geht jetzt schon manchmal so weit, daß es von der Republik spricht!«

Rasputin bat mich, dem Kaiser die Leiden des Volkes zu schildern."

Und seinem späteren Mörder, dem Fürsten Felix Jussupoff, sagt Rasputin Ende 1914:

„Es ist genug Krieg geführt, genug Blut vergossen worden! Es ist höchste Zeit, daß dieser Unfug ein Ende nimmt. Sind nicht auch die Deutschen unsere Brüder? Christus hat gesagt, wir sollen unsere Feinde lieben. Aber was ist denn das für eine Liebe! Papa (der Zar) gibt nicht nach, und in diesem Punkt ist sogar Mama (die Zarin) starrköpfig... Auf Nikolaus la-

Fortsetzung auf Seite 72


Rendezvous der Prominenz:
Salon International de l'Automobile, Genève, Schweiz
Der internationale Automobilsalon Genf ist wichtig genug,
um vom Staatsoberhaupt der Schweiz persönlich eröffnet zu werden.
Nahezu alle Modelle der Weltproduktion, gewiß aber die neuesten,
stehen hier im Wettbewerb um die Gunst eines anspruchsvollen,
sachverständigen Publikums . . .
Die internationale Geltung der Waldorf-Astoria Cigarette ASTOR
beruht auf der erlesenen Güte ihrer Tabakmischung.
Die ASTOR ist leicht, doch voller Aroma; ihren vollkommenen Genuß
sichert das Mundstück aus Naturkork.
Die ASTOR repräsentiert verfeinerte Rauchkultur
ASTOR
Waldorf-Astoria Cigaretten
20 Waldorf-Astoria
Cigaretten ASTOR
mit Naturkork-Mundstück
DM 2,-



Ihr *anderes* Ich

Das Abenteuer einer Frau, die zweimal leben wollte.

Von Paul Peter Lyhnen

Irmgard blieb auf der Türschwelle stehen und starrte entgeistert dem dunklen Schatten nach. War das nicht die gnädige Frau gewesen? Unsinn, die war doch tot . . .

Vera Verbergen, die ungeliebte Gattin des Frankfurter Industriellen Dr. Rolf Verbergen, und der Flugkapitän Peter Janssen gelten offiziell als tot. Abgestürzt und in der Adria ertrunken. In Wirklichkeit haben Vera und Peter das Unglück überlebt. Und sie fassen, der Stimme ihres Herzens folgend, den abenteuerlichen Entschluß, gemeinsam ein neues Leben in Südamerika zu beginnen. Zuvor jedoch müssen die beiden „Toten" noch einmal zurück nach Frankfurt; Peter will sich von seiner Mutter verabschieden, und außerdem kann er nur in der Mainmetropole für Vera einen gefälschten Paß organisieren. In Homburg finden sie in der Wohnung eines Freundes Unterschlupf. Ein heruntergekommener Kriegskamerad erklärt sich bereit, den Paß zu beschaffen. Aber das kostet viel Geld. Peter versucht daraufhin kurz vor Ladenschluß bei dem Juwelier Brandenburg eine kostbare Brosche aus Veras Besitz zu verkaufen. Brandenburg erkennt das Schmuckstück und alarmiert den Dr. Verbergen. In letzter Sekunde gelingt es Peter, der Lunte gerochen hat, zu entkommen. Vera, die in einem Café auf Peter wartet, wird dort zufällig Augenzeugin ihrer eigenen Trauerfeier — die Abendschau des Fernsehens überträgt sie aus den „Rotunda"-Werken. Und inmitten der Trauerversammlung befindet sich Marion, Veras Töchterchen. Vera ist entsetzt; ihre schlimmsten Befürchtungen haben sich bestätigt: Dr. Verbergen hat das kranke Kind aus der Klinik in Lugano nach Frankfurt geholt. Nun gibt es für Vera kein Halten mehr. Sie nimmt ein Taxi und fährt zu ihrer Villa.

Vera zögerte einen Augenblick vor dem Eisengitter des hohen Parktores.

Das alte Haus hinter den Bäumen lag im Dämmer. In der Küche brannte bereits Licht.

»Wird wohl Irmgard sein«, dachte Vera — ihre Hausgehilfin Irmgard, die gewöhnlich um diese Zeit damit beschäftigt war, das Geschirr vom Abendessen aufzuwaschen und das Frühstück vorzubereiten.

In Rolfs Arbeitszimmer waren die Jalousien schon heruntergelassen. Durch die Ritzen schimmerte kein Licht. Wahrscheinlich war er, wie meist nach dem Abendessen, noch einmal ins Werk hinübergefahren.

Vera drückte die schwere altmodische Eisenklinke des Gartenportals nach unten. Vergeblich. Die Tür war verschlossen. Das überraschte sie. Denn Irmgard pflegte immer erst abzuschließen, wenn sie mit der Küche fertig war.

Noch immer die Hand auf der Eisenklinke, starrte Vera zu Marions Zimmer hinauf. Auch dort waren die Vorhänge schon zugezogen.

Noch einmal drückte sie die Klinke herunter. Umsonst.

»Ist das eine Warnung des Schicksals?« dachte sie plötzlich. »Soll die schon verschlossene Tür mich vor einem Wahnsinnsschritt bewahren? Habe ich denn ein Recht, Marion aus ihrem kleinen Leben zu reißen, ehe

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 33

Ihr anderes Ich

ich nicht Sicherheit gewonnen habe in meinem neuen Leben, das dunkel und abenteuerlich vor mir liegt?«

Sie tastete sich einige Schritte an dem efeuüberwachsenen Eisengitter entlang; ihr Blick hing immer noch wie gebannt an Marions dunklem Zimmerfenster. Doch dann traf sie ein Blitzstrahl jäher Angst. Ihr wurde schwach. Sie mußte sich an den Gitterstäben festhalten.

War das Kind vielleicht überhaupt nicht im Hause? War sie von ihrem Vater nur für die Totenfeier aus der Klinik in Lugano geholt und nun in dieses Heim für gelähmte und behinderte Kinder gesteckt worden, in das er sie immer schon hatte bringen wollen? Weil er den Anblick des durch sein Verschulden gelähmten Kindes einfach nicht ertragen konnte.

Für Vera gab es kein Halten mehr. Sie sah Marion wieder vor sich, wie sie während der Trauerfeier starr vor Einsamkeit und Angst auf dem riesigen Stuhl im Scheinwerferlicht gesessen hatte, das gelähmte Bein in den glitzernden Schienen, die Augen voller Tränen.

Vera lief wie gehetzt auf den Lieferanteneingang zu. Sie mußte Gewißheit haben, was mit Marion geschehen war.

Alle Bedenken wurden von der Angst um Marion hinweggefegt. Sie mußte Marion finden. Und dann würde sie das Mädchen nicht mehr aus ihren Armen lassen.

In solchen Gedanken erreichte sie die kleine Pforte, hinter der ein kleiner Kiesweg genau zum Wirtschaftseingang führte. Von da aus waren Küche und Kellerräume zu erreichen.

Hinter dem Gitterfenster erkannte Vera Irmgards Schatten auf den weißen Wandkacheln.

Mit klopfendem Herzen drückte Vera die Klinke herunter. Gott sei Dank — die Pforte war noch offen. Aber sie knirschte beim Öffnen. Ein heller, häßlicher Ton.

Vera blieb erschrocken stehen und beobachtete im Schutz der alten Taxushecke, die den Weg säumte, das Küchenfenster. Irmgard schien nichts gehört zu haben. Also weiter.

Auf dem Rasen hinter der Taxushecke schlich Vera zum Haus. Die Tür zu den Wirtschaftsräumen stand halb offen.

Vera huschte die kalten Steinstufen hinauf und schlüpfte durch den schmalen Spalt. Sie atmete auf: Die Küchentür war geschlossen. Nur ein leises Klirren drang auf den Gang heraus; Irmgard ordnete wohl das Geschirr in die Schränke.

An der Küche vorbei tastete sich Vera zu der Treppe, die zum Speisezimmer führte. So war sie als junges Mädchen immer ins Haus gewischt, wenn sie sich verspätet hatte.

Und heute? Wie eine Einbrecherin im eigenen Haus kam sie sich vor. Eine verrückte Situation — aber sie mußte Marion finden.

Nichts hielt sie mehr auf. Durch das Speisezimmer in die Kaminhalle und die breite Marmortreppe hinauf, die zu den Schlafzimmern im ersten Stock führte. Dicke Teppiche verschluckten jeden Schritt.

Sie mußte Marion finden.

Dieser einzige Wille, diese Sehnsucht trieb sie vorwärts.

Sie zitterte vor banger Erwartung. Einen Blick noch nach rechts und links, dann lief sie in der Dunkelheit der großen alten Schränke Marions Zimmer entgegen, öffnete behutsam die Tür einen Spalt und schlich hindurch.

Noch größere Dunkelheit, aus der die suchenden Augen langsam die Konturen sammelten. Stuhl, Tisch, Spielsachen.

Undeutlich auf dem Stuhl die Kleider und Wäsche. Und dort — das Bett. Marion lag in den Kissen. Schien schon zu schlafen.

Zwei tastende Schritte vorwärts.

Da fuhr Marion im Bett auf und starrte mit angehaltenem Atem in die Dunkelheit hinein. Wagte nicht zu fragen.

Vera sah ihr Köpfchen gegen das Dämmerlicht der Gardine. Glück und Nähe dieses seltsamen Wiedersehens übermannten sie. Ohne Vorsicht lief sie zum Bett hin und riß das Kind in ihre Arme.

„Keine Angst", flüsterte sie dicht an Marions heißem Gesicht. „Mutti ist bei dir."

Die Kleine versuchte mit großen Augen die Dunkelheit zu durchdringen. „Mutti?" fragte sie zaghaft.

Vera knipste die Nachttischlampe an: „Ja, ich bin bei dir, mein Herz. Ich will dich holen."

Überglücklich warf Marion die mageren Ärmchen um Veras Hals. Unfähig, ein Wort zu sagen, drückte sie sich mit einem Seufzer nur in die Arme ihrer Mutter.

„Komm schnell, mein Schatz", sagte Vera leise, während sie Marion das Nachthemd über das Köpfchen streifte und nach den Kleidern griff. „Wir haben nicht viel Zeit."

„Ach, Mutti", strahlte Marion. „Ich habe so auf dich gewartet. Irmgard hat mir schon gesagt, daß du bald kommst und mich holst."

„Irmgard?" staunte Vera. „Sie hat es gewußt?"

„Alles weiß sie", tuschelte Marion in den Pulli hinein, der gerade über ihrem Kopf war. "Sie hat gesagt, daß du bald kommst und mich in den Himmel holst."

Vera küßte das heiße Köpfchen, das mit verstrubbeltem Haar aus dem Pullover fuhr: „Ja, in unseren Himmel hole ich dich, mein Schatz — dahin, wo uns niemand mehr trennen kann."

Nun noch Strümpfe und Schuhe. Den Mantel dann und die Pelzmütze auf die Locken: „Halt dich an Mutti fest", sagte Vera, „und ganz leise sein. Niemand darf uns hören."

Marion nickte mit wichtigem Gesicht. Glückslichter in den Augen.

Vera ließ die Lampe brennen, schlich mit ihrer lieben Last zur Tür und lauschte.

Von der Küche herauf hörte sie, wie Irmgard die Schränke abschloß. Jetzt ging sie wohl zum Tisch und schrieb die Zettel für den Bäckerjungen und den Milchmann. Dann war ihre Arbeit beendet.

Höchste Zeit, aus dem Haus zu verschwinden, sonst würde sie gar noch mit Irmgard zusammentreffen. Was dann passieren mochte — nicht auszudenken.

Sie drückte Marion fester an sich und lief zur Marmortreppe. Im Haus war es jetzt ganz still. Irmgard mußte in der Küche schon am Tisch sitzen.

Lautlos ging Vera die teppichbelegten Marmorstufen hinunter, kam unbemerkt durch Halle und Speisezimmer bis zur Steintreppe.

Jetzt nur noch an der Küchentür vorbei.

Es kam auf Sekunden an.

Vera hörte, wie Irmgard den Stuhl zurückschob. Dann feste Schritte. Auf die Küchentür zu.

Vera lief noch schneller — schon war sie im Freien — da wurde im Gang Licht angeknipst.

Ein greller Lichtstrahl fiel durch die Tür.

Irmgard blieb auf der Schwelle stehen und starrte entgeistert dem dunklen Schatten nach, der in den Garten hinaus verschwand.

Sie traute ihren Augen nicht.

War das eine Erscheinung gewesen oder ein Mensch aus Fleisch und Blut? War das nicht die gnädige Frau gewesen?

Aber das war ja verrückt, was sie da dachte.

Sie hatte Gespenster gesehen.

Kopfschüttelnd ging sie zur Gartenpforte, schloß ab und kehrte schnell ins Haus zurück. Der Abendwind, der in heftigen Böen die alten Bäume schüttelte, machte ihr Angst. Zweimal drehte sie den Schlüssel im Schloß, legte auch noch den Riegel vor und ging, nun erst ein wenig ruhiger, ins Obergeschoß, um noch einmal nach Marion zu sehen.

*

„Er muß es gemerkt haben, als ich telefonierte", sagte Juwelier Brandenburg, hochrot im Gesicht. „Ich gab meinem Fräulein noch ein Zeichen, daß sie die Tür abschließen sollte. Da roch der Kerl Lunte, drehte sich auf dem Absatz um und lief aus dem Laden."

Dr. Rolf Verbergen, der nach Brandenburgs Anruf sofort in dessen Juweliersalon geeilt war, sah die schmächtige Verkäuferin fragend an: „Er stieß Sie zur Seite?"

Sie nickte eifrig: „Und wie."

Verbergen wandte sich noch einmal dem Juwelier zu: „Sie sind ganz sicher, daß es sich um die Platinbrosche meiner Frau handelt?"

„Es gibt nicht den geringsten Zweifel, Herr Doktor", beteuerte Brandenburg. „Wenn ich ein Stück in der Hand gehabt habe, erkenne ich es nach Jahren wieder, und mein Werkstattleiter ist da noch sicherer als ich."

Rolf Verbergen nahm eine Zigarette zwischen die Lippen und sagte zu seinem Sekretär, der ihm Feuer gab: „Halten Sie das Ganze nun immer noch für falschen Alarm?" — und fügte für den Juwelier erklärend hinzu: „Mein Sekretär, Herr Möbius, hat mir im Wagen vorhin erklärt, daß Sie sich getäuscht haben müssen, Herr Brandenburg."

„Das glaube ich auch jetzt noch", beharrte Möbius entschieden. „Frau Verbergen pflegte diese Brosche ständig zu tragen. Als ich sie auf dem Flugplatz verließ, steckte die Brosche am Revers ihres Kostüms. Wir haben einwandfreie Beweise dafür, daß das Flugzeug mit seinen Insassen abgestürzt ist. Mit Frau Verbergen ist auch die Brosche für immer untergegangen. Was Sie in den Händen gehabt haben, war ein Duplikat, Herr Brandenburg."

Der Juwelier tupfte sich mit dem Taschentuch Schweißtropfen der Erregung von der Stirn: „Ein Duplikat der Brosche ist denkbar, Herr Möbius. Aber nicht mit meinem Werkstattzeichen. Wir haben inzwischen die Bücher nachgesehen. Die Brosche war vor fünf Monaten bei uns zur Reparatur. Ich habe sogar die kleine Lötstelle am abgebrochenen Bügel wiedererkannt."

Er legte die Hand auf die Brust und sagte beschwörend: „Glauben Sie denn, meine Herren, ich würde Sie auf diese Weise alarmieren, wenn ich meiner Sache nicht hundertprozentig sicher wäre?"

„Eine Brosche kann doch nicht schwimmen", sprach Möbius beschwörend. „Und wollen Sie mir bitte erklären, wie sie ausgerechnet hier auf Ihren Ladentisch gelangt sein kann?"

„Das will ich Ihnen sagen", fuhr der Juwelier auf, „Sie haben nur die Nachricht bekommen, daß das Flugzeug ins Meer gestürzt ist. Aber Sie wissen nicht wo. Kann man die Ertrunkenen nicht gefunden und ausgeplündert haben? Ist es nicht möglich, daß hier und da noch andere Schmuckstücke auftauchen werden, die..."

„Das ist natürlich möglich", entschied Dr. Verbergen, der bis jetzt nur zugehört hatte. „Wir kennen die näheren Umstände des Absturzes tatsächlich nicht."

Verbergen drückte seine Zigarette aus, nickte zustimmend und wandte sich der Verkäuferin zu: „Wie sah der Mann denn aus, der sie da so brutal zur Seite gestoßen hat?"

„Ach, eigentlich sah er sehr gut aus, nicht so, wie man sich einen Dieb oder so was vorstellt. Er war groß und dunkel und hatte blaue Augen. Er sah wirklich sehr gut aus und..."

„Wie alt war er denn?" fragte Verbergen. „Was schätzen Sie?"

„Ich würde sagen, so um die Vierzig herum, Herr Doktor. Vielleicht sogar noch etwas jünger und..." Sie suchte nach Worten.

„Sehr sportlich möchte ich sagen", half ihr der Juwelier. „Ein schmales braunes Gesicht. So wie man sich einen Autorennfahrer vorstellt oder..."

„Einen Flieger vielleicht?" warf Verbergen ein.

„Ja, tatsächlich, wie ein Flugkapitän auf Reklamefotos", bestätigte der Juwelier überrascht. „Diese sportlichen Typen sehen sich ja alle irgendwie ähnlich."

„Und furchtbar nervös war er", fuhr die Verkäuferin fort. „Während Herr Brandenburg telefonierte, trommelte der Mann mit den Fingern ständig auf den Ladentisch, schob die Brosche hin und her. Und plötzlich hatte er sie in der Tasche und war schon bei mir, mit zwei Riesensprüngen, sage ich Ihnen."

„Das ist doch wohl der beste Beweis dafür, daß der Mann kein reines Gewissen hatte", bemerkte der Juwelier. „Ich habe es jedenfalls für meine Pflicht gehalten, Sie von meiner Entdeckung zu benachrichtigen, Herr Dr. Verbergen. Und Sie müssen nun selber entscheiden, was Sie tun wollen."

„Das weiß ich bereits, Herr Brandenburg. Ich werde die Polizei benachrichtigen und möchte damit auch keine Zeit verlieren. Ich bin völlig Ihrer Meinung, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Bitte, haben Sie doch die Freundlichkeit und fertigen Sie mit meinem Sekretär ein Protokoll über den ganzen Vorfall an. Ihre eigenen Beobachtungen, die Angaben Ihrer Verkäuferin und die Aussagen Ihres Werkstattleiters. Ich werde inzwischen schnell in mein Haus fahren, um das Bild eines Mannes zu holen, das ich Ihnen gern vorlegen möchte."

„Sie haben einen bestimmten Verdacht?" fragte Brandenburg erstaunt.

„Ich möchte jetzt noch nichts sagen und keinen Namen nennen. Mein Verdacht ist so phantastisch, daß wir ihn schnell wieder vergessen wollen, wenn er sich nicht bestätigen sollte."

Peter Janssen lief wie ein Löwe im Käfig in der kleinen Wohnung in Homburg auf und ab.

Er war in der Hoffnung heimgekehrt, Vera in der Wohnung zu finden. Es war die letzte Hoffnung, die ihm geblieben war. Dahinter war nur noch Angst, die langsam zur Verzweiflung wurde.

Er konnte sich einfach nicht erklären, weshalb Vera verschwunden war, und er kam auf die abenteuerlichsten Gedanken: daß sie vielleicht Verbergen begegnet und vor ihm geflohen wäre. Daß Verbergen sie sogar mitgeschleppt haben könnte. Oder war sie in einem Anfall von Sehnsucht und Angst nach Lugano gefahren, um Marion zu sehen?

Er rauchte eine Zigarette nach der anderen an, drückte sie im Aschenbecher wieder aus, lief zum Fenster, zur Tür, lauschte in den Abend hinein, doch nur der Wind gab ihm Antwort, der vor dem Haus die alten Bäume schüttelte.

Was nützte nun der Paß in seiner

Bitte umblättern

Ein Luxus-Strumpf unter DM 2.-



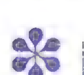
L20

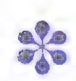
Mit den 6 Qualitätsmerkmalen:

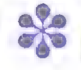


NEU!














HOROSKOP

FÜR DIE WOCHE VOM 16. MÄRZ BIS 22. MÄRZ 1964

Widder 21. 3 bis 20. 4.

21. 3. bis 31. 3.: Werden Sie in dem Katz-und-Maus-Spiel, das sich beruflich um Sie herum tut, nicht nervös! Halten Sie sich heraus, und Sie sind bald der „lachende Dritte". 1. 4. bis 10. 4.: Manche geraten finanziell in eine Bedrängnis, aus der es jedoch bald einen sehr vernünftigen Ausweg gibt. 11. 4. bis 20. 4.: Der Zufall ist Ihnen behilflich, kleine Schwierigkeiten zu beheben. Aber erwarten Sie sich keine Wunder.

Stier 21. 4. bis 20. 5.

21. 4. bis 30. 4.: Schmieden Sie nicht wegen irgendwelcher Lappalien düstere Rachepläne! Es lohnt nicht. 1. 5. bis 10. 5.: Privat ein paar Unmutswölkchen, die der Freitag wieder wegblasen wird. Und das Weekend für eine kleine Reise nehmen! 11. 5. bis 20. 5.: Alles Berufliche bedarf großer Vorarbeit. Sonst kommen Gegner zum Zug, die nur auf eine Dummheit von Ihnen lauern.

Zwillinge 21. 5. bis 21. 6.

21. 5. bis 31. 5.: Halten Sie beruflich Rat mit dem Partner. Wagen Sie sich aber in „unbekanntem Gelände" nicht zu weit vor! 1. 6. bis 11. 6.: Sie sind augenblicklich zu sehr auf der Suche nach Sensationen. Sie sollten sich lieber umstellen und ein bißchen auf Ihre Mitmenschen achten. 12. 6. bis 21. 6.: Wenn Sie nicht gegen Ihre wirklich echte innere Überzeugung handeln, dann kann eigentlich nichts passieren.

Krebs 22. 6. bis 22. 7.

22. 6. bis 2. 7.: Der Lebensstandard wird gehoben. Liebesglück in Aussicht. Neuerungen sollten Sie durchfechten. 3. 7. bis 12. 7.: Raffen Sie sich aus dem gewohnten Trott auf zu neuen Taten! Es sieht durchaus nach ertragreichen Erfolgen aus. 13. 7. bis 22. 7.: Schwebende Rechtsangelegenheiten jetzt aufgreifen und durchzupauken suchen!

Löwe 23. 7. bis 23. 8.

23. 7. bis 2. 8.: Sie müssen mit kleinen Widrigkeiten rechnen, mit Terminverschiebungen, Umstellungen der Pläne. Aber es macht nichts. Sie können Ihre Position nur verbessern. 3. 8. bis 12. 8.: Es läßt sich viel Aussichtsreiches arrangieren. Neben äußerlichen Erfolgen aber auch solche ideeller Art. 13. 8. bis 23. 8.: Vertreten Sie Ihre Interessen mit Eifer und Energie! An Glück wird es nicht fehlen.

Jungfrau 24. 8. bis 23. 9.

24. 8. bis 2. 9.: Ein Herzensabenteuer verheißt Glück — aber möglicherweise auch Kummer und Tränen. 3. 9. bis 12. 9.: Sie schöpfen in Ihrem Leben große Möglichkeiten aus. Das gilt nicht nur für die jüngeren, sondern vor allem für die reiferen Jungfrau-Generationen! 13. 9. bis 23. 9.: Sehen Sie zu, daß sich ein kaum erkämpfter Sieg, ein Erfolg nicht wieder ins Ungewisse verliert!

Waage 24. 9. bis 23. 10.

24. 9. bis 3. 10.: Tageweise werden Sie geradezu von Terminen gehetzt. Übrigens auch von solchen sehr angenehmer Art. Trotzdem — Ruhepausen einlegen! 4. 10. bis 13. 10.: Sie kommen zwar nicht widerstandslos an das ersehnte Ziel, aber immerhin, Sie kommen hin. 14. 10. bis 23. 10.: Nerven und Geduldsproben sind wohl möglich. Der Mittwoch macht Sie wahrscheinlich um eine Illusion ärmer, dafür aber um eine Erfahrung reicher.

Skorpion 24. 10. bis 22. 11.

24. 10. bis 2. 11.: Die Welt wankt nicht unter Ihren Füßen, schon gar nicht wegen eines Liebeskummers. (Das geht vor allem die Skorpion-Frau an.) 3. 11. bis 12. 11.: Mit erstaunlicher Geschmeidigkeit lavieren Sie sich durch geschickt aufgebaute Barrieren und Hindernisse, die Sie Ihren beruflichen Gegnern zu verdanken haben. 13. 11. bis 22. 11.: Bringen Sie für die besonderen Erfordernisse des Berufs jetzt möglichst viel Verständnis auf! Wahrscheinlich werden privat kleine Opfer gefordert.

Schütze 23. 11. bis 21. 12.

23. 11. bis 2. 12.: Ziehen Sie alle Register Ihres Könnens und Ihres Charmes. Bei den meisten leiten sich große Veränderungen, Umstellungen ein. 3. 12. bis 12. 12.: Zwietrachtstifter unbarmherzig aus Ihrem Kreis entfernen! Da sind selbst Beteuerungen meist nichts als hohles Geschwätz. 13. 12. bis 21. 12.: Finanzielle Überlegungen mit größter Vorsicht betreiben! Abschlüsse nicht gerade am Mittwoch perfekt machen!

Steinbock 22. 12. bis 20. 1.

22. 12. bis 31. 12.: Die Termine jagen sich, drängen, und Ihre Verantwortung wächst. Übrigens für die meisten auch durch einen privat bedeutsamen Schritt. 1. 1. bis 10. 1.: Ein paar ereignislose Tage sind Ihnen recht willkommen. Machen Sie die verdiente Schalt- und Verschnaufpause! 11. 1. bis 20. 1.: Im äußeren Lebensablauf wird manches spruchreif, das Ihnen erst zuwiderläuft und wieder Gewöhnung fordert. Aber — es ist zu Ihrem Vorteil.

Wassermann 21. 1. bis 20. 2.

21. 1. bis 30. 1.: Kleine Verzichte und Einschränkungen einer großen Sache zuliebe. Das Ziel überstrahlt den kurzfristigen Engpaß, der sich reichlich „bezahlt" machen wird. 31. 1. bis 9. 2.: Sie entwickeln viel Energie, mit der Sie auch fast Unmögliches möglich machen können. Darüber die Familie nicht ganz vergessen! 10. 2. bis 20. 2.: Lassen Sie sich von den bestechenden Erfolgen anderer nicht bluffen. Auch sie sind so teuer erkauft wie jetzt die Ihrigen.

Fische 21. 2. bis 20. 3.

20. 2. bis 1. 3.: Da schwelt ein kleiner Familienkonflikt, der, falls er den Freitag überlebt, zu einem kompletten „Hausbrand" wird. Beruflich vielversprechende neue Ziele. 2. 3. bis 10. 3.: Im Berufsleben zäh und kämpferisch auftreten! Privat toleranter, großzügiger sein! 11. 3. bis 20. 3.: Tragen Sie nicht Akten nach Hause! Wälzen Sie nicht bis in die späten Stunden Probleme! Auch das bestfunktionierende Gehirn braucht seine Pausen.

WER PASST ZU WEM?

SCHÜTZE-FRAU UND SKORPION-Mann

VON KARL FERSEN

Der Skorpion-Mann wird zu den „gefährlichen" Männern gezählt. Seine unergründliche Wesensart und sein Charme üben auf Frauen eine starke Anziehungskraft aus. Auch die Schütze-Frau läßt sich von der Brillanz seines Auftretens gefangennehmen. Sie ist gesellig, kameradschaftlich und sehr offen und bringt es fertig, ihm ihre wirkliche Meinung zu sagen, auch wenn sie ihn möglicherweise damit verwundet.

Der Skorpion-Mann fängt nicht so schnell Feuer. Doch wenn sich sein Herz für eine Frau entschieden hat, ist er beständig in der Liebe und treu.

Fortsetzung von Seite 34

Tasche, den er auf dem Rückweg noch bei Kampmann abgeholt hatte. Ein gut gemachtes Stück. Etwas angeschmutzt, als sei er schon vor langer Zeit ausgestellt worden. Auf den Namen Vera Janssen geb. Ahrens mit Tochter Marion. Genauso, wie Peter das gewünscht hatte. Und nun? Sollte alles umsonst gewesen sein?

Peters Verzweiflung wuchs. Und zur Verzweiflung gesellte sich das beklemmende Gefühl, verfolgt zu werden, seit er den Laden des Juweliers verlassen hatte.

Unter normalen Umständen hätte er jetzt bei der Polizei angerufen, um nach Vera zu fragen. Vielleicht hatte sie einen Unfall gehabt. Seine Phantasie arbeitete immer weiter. Er sah sie bewußtlos in irgendeiner Klinik liegen, ohne daß man ihn benachrichtigen konnte.

Aber wie sollte er bei der Polizei nach einer Frau fragen, die in den Akten nicht mehr existierte, hinter deren Namen das große Kreuz des großen Endes schon eingetragen war?

Der Abendwind lief zum Sturm auf. Wolken flogen am Himmel hin.

Wo blieb Vera? Wo? Wo?

*

Rolf Verbergen sprang aus dem Wagen und eilte zur Haustür, während der Chauffeur den Wagen wendete.

Schon im Laufen merkte er, daß irgend etwas im Hause nicht stimmte.

In der ersten Etage waren alle Fenster erleuchtet. Aber die Haustür war abgeschlossen wie gewöhnlich.

Beunruhigt lief er durch die Halle die Treppe zum Arbeitszimmer hinauf, wo er das Bild Peter Janssens holen wollte. Ein Bild, das im vergangenen Sommer aufgenommen worden war, als Janssen zum ersten Male die Maschine vorgeflogen hatte. Vera stand vor dem Piloten und gab ihm lächelnd die Hand. Mit einem Ausdruck von Glück in den Augen, der Rolf Verbergen schon damals mit Mißtrauen erfüllt hatte. Ein Mißtrauen, das ständig gewachsen war.

Und jäh, beim Bericht der jungen Verkäuferin, hatte ihn dieses Mißtrauen hellsichtig gemacht. Ohne seinen Verdacht begründen zu können, war er plötzlich sicher gewesen, daß Peter Janssen der Mann gewesen sein mußte, der Veras Schmuck zum Kauf angeboten hatte.

Auf der letzten Stufe blieb er stehen und starrte auf den Lichtschein, der aus Marions Zimmer drang. „Marion!" rief er, aber seine Stimme verhallte ohne Antwort.

„Irmgard!" Auch dieser Ruf blieb unbeantwortet. Verbergen lief dem Lichtschein entgegen in das Kinderzimmer hinein

Da saß Irmgard an Marions leerem Bett und blickte ihn mit stumpfen Augen an.

„Wo ist Marion?" forschte Verbergen.

Irmgard antwortete nicht. Es war, als hätte sie ihn überhaupt nicht gehört.

Er legte die Hand auf ihre Schulter, rüttelte sie ein wenig: „Wo ist Marion?"

Sie stieß einen Seufzer aus, und es war, als erwachte sie aus einer Erstarrung: „Marion? — Sie ist — sie ist . . .", und verstummte wieder.

„So reden Sie doch", herrschte Verbergen sie an. „Wo ist das Kind?"

„Die gnädige Frau hat — hat Marion geholt", murmelte Irmgard entgeistert.

Verbergen schüttelte sie stärker: „Bist du verrückt? Du weißt wohl nicht, was du sagst?"

„Es war wie eine Erscheinung, Herr Doktor. Auf dem Gang ging sie. Da — so vorbei. Und sah mich an. Und lachte mir zu. Und sie trug Marion in ihren Armen."

„Du bist verrückt", tobte Verbergen. „Wo ist Marion? Sag mir sofort, wo das Kind ist!"

„Heimgeholt — sie hat sie heimgeholt zu sich. Ich hab' sie gesehen. Sie war so schön und hat mir zugelacht, die liebe, liebe gnädige Frau."

Da ließ er sie sitzen, wo sie saß, lief in sein Arbeitszimmer, rief den Juwelier an und verlangte seinen Sekretär zu sprechen.

„Hören Sie, Möbius, nehmen Sie sich sofort ein Taxi und kommen Sie mit dem Juwelier und der Verkäuferin zu mir. So schnell wie möglich."

Dann wählte er die Nummer der Polizei.

*

Peter Janssen zuckte zusammen, als er die Klingel hörte. Das konnte nur Vera sein — oder sein Verfolger?

Er stürzte die Steinstufen hinunter, um die Haustür zu öffnen.

Vera fiel ihm fast in die Arme.

Zugleich drang eine glückliche Kinderstimme in sein Ohr: „Onkel Peter!" Zwei dünne Ärmchen umschlangen seine Beine.

Aber noch sah er nur Veras Augen: „O mein Gott, daß du da bist. Ich hatte solche Angst um dich."

„Verzeih mir", schluchzte sie an seinem Hals. „Ich glaube, ich habe etwas Furchtbares getan. Aber ich konnte nicht anders."

„Komm schnell herauf", sagte er, zog die erschöpfte Vera ins Haus und nahm Marion auf den Arm. Sie schmiegte sich zärtlich an ihn.

Er legte Marion, die sich nicht mehr von ihm trennen wollte, auf das große alte Sofa unterm Fenster und wandte sich Vera zu, die sich erschöpft in den Armsessel am Schreibtisch geworfen hatte. „Ich war schon so weit, daß ich die Polizei anrufen wollte."

Sie nahm seine Hände und legte ihr Gesicht hinein mit einer zugleich zärtlichen und bittenden Gebärde.

„Als ich zum Wagen zurückkam und dich nicht fand, mein Liebes, war ich fassungslos. Verzweifelt."

Sie streichelte stumm seine Hand.

„Während ich dich suchte, dachte ich, daß alles Wahnsinn ist, was ich dir da vorgeschlagen habe. Man kann einfach nicht . . ."

„Es ist kein Wahnsinn", sagte Vera leise. „Seit Marion bei uns ist, habe ich Mut für uns alle. Jetzt weiß ich, daß alles gutgehen wird."

Er schüttelte ungläubig den Kopf: „Das begreife ich nicht. Jetzt wird doch der Aufruhr erst losgehen. Wenn das Kind verschwunden ist, wird er doch die Polizei benachrichtigen. Wie bist du zu Marion gekommen? Ich verstehe überhaupt nichts mehr."

„Mutti ist in mein Zimmer gekommen", ließ sich Marions zartes Stimmchen vernehmen. „Ich habe jeden Abend mit Irmgard gebetet: »Lieber Gott, laß mich zu meiner Mutti.« Das hat er gehört, und sie ist gekommen und hat mich geholt."

„Ja, mein Schatz." Peter strich ihr übers Haar, sah aber Vera an. „Du warst in eurer Villa?"

Vera richtete sich auf: „Ja. Ich mußte es tun."

Er sah sie vorwurfsvoll an: „Aber du mußtest doch damit rechnen, daß dir irgend jemand begegnete. Vielleicht sogar dein Mann oder . . ."

„Ich bin nur Irmgard begegnet, aber ich glaube nicht, daß sie mich erkannt hat in der Dunkelheit."

„Wenn auch nur die geringste Möglichkeit dazu besteht, müssen wir sofort verschwinden", entschied Peter. „Wie konntest du es nur wagen, ins Haus zu gehen! Wie bist du überhaupt darauf gekommen, daß Marion dort ist? Hast du etwa dort noch angerufen?"

Sie erzählte ihm alles, und Peter konnte nicht anders — er mußte ihr verzeihen. Mit Vorwürfen konnte er ohnehin nichts mehr ändern. Wichtigeres war zu tun.

Sie mußten verschwinden.

Und noch in dieser Nacht.

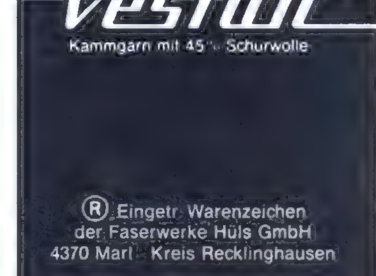
Zum Glück waren die Pässe in Ordnung. Zum Glück war die Sache mit dem Mietwagen schon geregelt. Bis zum nächsten Morgen würden sie die Grenze passiert haben. Und vorher

Bitte umblättern

...angezogen von VESTAN

Vortritt dem neuen Stoff VESTAN! Vortritt den aktuellen Dessins, den leuchtenden Farben, den modischen Kontrasten. VESTAN setzt einen neuen Maßstab für Mode, für Stoffe, für Eleganz. Was Sie auch tragen aus VESTAN – Sie fühlen sich angezogen von VESTAN.

- *Schon am Griff spüren Sie:* VESTAN *ist etwas ganz Neues. Wollig, sympathisch und anschmiegsam.*
- *Und beim Tragen überrascht:* VESTAN *ist leicht, temperaturausgleichend, knitterarm, strapazierfähig, einfach zu pflegen. Plissee- und Bügelfalten sind waschfest.*
- *Kostüme, Mäntel, Kleider, Röcke aus* VESTAN *finden Sie in guten Fachgeschäften. Bezugsquellennachweis:* VESTAN-*Dienst, 4370 Marl*





Fortsetzung von Seite 36

Ihr *anderes* Ich

würde die Polizei mit ihren Ermittlungen kaum beginnen.

Peter trug Marion, die Vera in eine große Steppdecke gewickelt hatte, auf die Straße hinunter. Sie lachte ihm zu, als finge die glücklichste Fahrt ihres kleinen Lebens an.

Dann fuhren sie in die Sturmnacht hinaus.

*

Rolf Verbergen nahm das Bild aus der schon bereitliegenden Mappe und schob es seinen Besuchern, dem Juwelier Brandenburg und dessen Verkäuferin, zu.

„Bitte, sehen Sie sich das Bild an. War es dieser Mann?"

„Ja. Das ist er. Das ist er bestimmt", stammelte die Verkäuferin.

Der Juwelier rückte seine Brille noch einmal zurecht und bestätigte sachlich: „Kein Zweifel, Herr Doktor, das ist der Mann."

„Na, Möbius, was halten Sie davon?" In Verbergens Stimme war Triumph.

„Ich verstehe das einfach nicht", meinte der Sekretär kopfschüttelnd. „Ich kann mir das nicht erklären."

„Ich schon", sagte Rolf Verbergen hart. „Das Verschwinden von Marion dazu."

In diesem Augenblick blitzte durch die Parkbäume Scheinwerferlicht herauf. Und wenig später schrillte die Haustürklingel.

„Das ist die Kriminalpolizei", erklärte Verbergen, und zu Irmgard, die im Dunkeln an der Wand stand, sagte er: „Machen Sie auf, Irmgard. Führen Sie die Herren herauf."

Der Beamte, den Irmgard wenig später in das Zimmer führte, war ein älterer Mann, dem die Skepsis im Gesicht geschrieben stand. Er trug einen Lodenmantel.

Ein junger Polizist, der ihn begleitete, blieb an der Tür zurück, während der Beamte von Verbergen begrüßt wurde: „Mein Name ist Dr. Verbergen. Ich danke Ihnen, daß Sie so schnell gekommen sind, Herr Kommissar."

„Kriminalsekretär Wegener", sagte der Beamte zurückhaltend. „Nach Ihrer Anzeige geht es um eine Kindesentführung?"

„Es handelt sich um zwei Delikte, Herr Kommissar."

„Mein Name genügt, Herr Doktor, ich bin nicht Kommissar, das kommt nur in Kriminalromanen vor."

Rolf Verbergen, der es nicht liebte, vor Fremden zurechtgewiesen zu werden, sah den Beamten frostig an.

„Wie gesagt, um zwei Delikte", begann er noch einmal. „Schmuckraub und Kindesentführung, wobei eines aus dem anderen folgt."

Das Gesicht des Beamten wurde noch abweisender. Er schien es nicht zu lieben, wenn etwaige Delikte schon vorher laienhaft bestimmt und festgelegt wurden.

„Der Schmuck wurde hier in Ihrem Hause gestohlen?"

„Nein, es ist ein Schmuckstück meiner Frau, eine antike Ansteckbrosche, die dem Juwelier, Herrn Brandenburg, heute am späten Nachmittag zum Kauf angeboten wurde." Dr. Verbergen hatte nun endlich den sachlichen Ton gefunden, auf den der Beamte sofort einging.

„Sie sind Herr Brandenburg? — Darf ich das mal von Ihnen hören?"

Der Juwelier zeigte dem Beamten Peters Bild: „Dieser Mann hier kam kurz vor Ladenschluß in mein Geschäft und legte mir eine antike Brosche vor, die ich als Eigentum von Frau Verbergen erkannte. Ich rief ..."

„Einen Augenblick", unterbrach ihn der Beamte. „Woher haben Sie das Bild? Ist dieser Mann ein Bekannter von Ihnen?"

„Er heißt Peter Janssen", sagte Rolf Verbergen. „Ein Pilot aus Frankfurt, der offiziell gar nicht mehr am Leben ist. Er wurde i.n Adriaraum als abgestürzt gemeldet. Bei einem Flug, den er zusammen mit meiner Frau unternahm."

„Und Ihre Gattin, Herr Doktor?"

„Ist ebenfalls verschollen. Als tot gemeldet. Alles ist rätselhaft."

„Das scheint mir auch so. Ein Mann, der in der Adria ertrunken ist und hier in Frankfurt Schmuck anbietet? Sie täuschen sich nicht, Herr Brandenburg?"

„Ich kann beschwören, daß es dieser Mann war", sagte der Juwelier beflissen. „Auch meine Verkäuferin, Fräulein Bremer, kann das bestätigen."

„Ich kann es auch beschwören", sagte das junge Mädchen. „Dieser Mann war es."

„Mir kam die Sache sofort verdächtig vor", schaltete sich der Juwelier wieder ein. „Man kennt ja seine Leute. Ich wußte sofort, daß irgend etwas nicht in Ordnung war mit dem Mann. Das lernt man mit der Zeit in meinem Beruf. Und als ich dann noch die Brosche erkannte, war mir alles klar."

„Was war Ihnen klar?"

„Daß die Brosche nur gestohlen sein konnte. Ich hatte sie doch erst vor ein paar Wochen zur Reparatur in der Hand. Da bin ich gleich zum Telefon und habe Herrn Dr. Verbergen angerufen."

„Und Sie konnten den Mann nicht festhalten?"

„Das habe ich ja versucht. Aber der Kerl mußte Lunte gerochen haben. Er lief plötzlich davon."

„Mit der Brosche?"

„Ja, die steckte er ein und rannte aus dem Laden."

„Es scheint also kein Zweifel zu bestehen, daß ein Totgesagter hier einen Schmuck, der ihm nicht gehörte, zum Kauf angeboten hat." Der Kriminalbeamte räusperte sich. „Wie kann das geschehen sein? Haben Sie einen Anhaltspunkt, Herr Dr. Verbergen?"

„Ich denke dauernd darüber nach. Ich habe nur Vermutungen, die sich vielleicht aus dem zweiten Delikt, dem Kindesraub, erklären. Daß meine Tochter auf so rätselhafte Weise verschwunden ist, steht zweifellos im Zusammenhang mit dem Auftauchen Janssens. Aber mehr weiß ich auch nicht, ich ahne nur — ich ..."

„Darf ich erst einmal fragen: Wer ist die Frau, die hier auf dem Bild mit Peter Janssen zu sehen ist?"

„Meine Frau."

„Ist das Bild beim Start zu diesem Flug gemacht worden?"

„Nein, vor einem Jahr."

Der Beamte sah das Bild lange an. Dann sagte er langsam, ohne den Kopf zu heben: „In welcher Beziehung stand Frau Verbergen zu Herrn Janssen?"

Rolf Verbergen war dunkelrot geworden. Mit schneidender Stimme sagte er: „Herr Janssen war Pilot einer Chartergesellschaft, deren Dienste wir für die »Rotunda«-Werke und auch für uns privat in Anspruch nahmen."

„Natürlich", pflichtete der Beamte besänftigend bei. Er fühlte, daß Verbergen seiner direkten Frage ausweichen wollte. „Wissen Sie sonst noch etwas über Herrn Janssen?"

„Ich habe ein vertrauliches Dossier über das Vorleben dieses Herrn. An sich ein ganz normales Leben. Er war Fliegeroffizier und hat sich dann mit Freunden die Charter-Fluggesellschaft aufgebaut. Sein erster Mitarbeiter allerdings, sein früherer Staffelkapitän glaube ich, ist wegen Trunkenheit am Steuerknüppel seine Fluglizenz losgeworden und macht inzwischen als stadtbekannter Hehler hier in Frankfurt von sich reden. Mit diesem Kerl verkehrt Herr Janssen übrigens auch noch und ..."

„Das Dossier kann ich ebenfalls zur Einsicht bekommen?" unterbrach der Beamte Verbergens lange Abschweifung.

„Wir haben das im Büro. Mein Sekretariat wird es Ihnen morgen zustellen."

„Dann möchte ich jetzt einmal das Kinderzimmer ansehen. Wie war das nun mit der Entführung?"

„Irmgard, bitte erzähle dem Herrn, was du gesehen hast", befahl Dr. Verbergen.

Irmgard schreckte aus ihrer Versunkenheit auf und kam langsam näher. Mit angstvoll geweiteten Augen sah sie den Beamten an.

„Darf ich fragen, ob Sie uns noch brauchen?" meldete sich der Juwelier. „Sonst würde ich gerne meine Frau benachrichtigen. Gewöhnlich bin ich um diese Zeit schon zu Hause und ..."

„Für den Augenblick genügt mir Ihr Bericht, Herr Brandenburg. Morgen früh werde ich Sie und Fräulein Bremer noch einmal in das Präsidium bitten müssen. Ihre Aussagen sind wichtig für den Haftbefehl, den ich beim Haftrichter beantragen muß."

„Haftbefehl gegen Herrn Janssen?" fragte Rolf Verbergen.

„Gegen Herrn Janssen oder einen Mann, der sich für ihn ausgibt oder ihm ähnlich sieht. Die Formulierung wird dem Ergebnis der Untersuchung entsprechen. Und jetzt also das Kinderzimmer."

Der Beamte mit seinem jungen Kollegen und Dr. Verbergen folgten Irmgard, während Möbius den Juwelier und Fräulein Bremer zum Wagen begleitete, um sie von Verbergens Chauffeur nach Hause bringen zu lassen.

Im Kinderzimmer zeigte Irmgard stumm auf das verlassene Bettchen.

Der Kriminalbeamte sah sich schweigend im Zimmer um. Schließlich sagte er: „Das kann kein Fremder gewesen sein. Nur jemand, der genau Bescheid wußte, kann sich mit solcher Sicherheit, um nicht zu sagen Frechheit, hier bewegt haben. Sind denn die Haustüren abgeschlossen gewesen?"

„Das Haus war abgeschlossen", erklärte Verbergen, „bis auf den rückwärtigen Wirtschaftseingang. Aber dort ist die Küche, in der sich ja Irmgard ständig aufhält."

„Und sie hat nichts gemerkt?"

„Daß jemand ins Haus gekommen ist, hat sie nicht gesehen, aber später, als sie gerade die Küche verlassen wollte, hat sie eine Begegnung gehabt. Sie faselt da etwas von einer Erscheinung."

„Wollen Sie mir mal genau berichten, was Sie gesehen haben, Fräulein Irmgard?" fragte der Beamte freundlich.

„Ich, ich wollte gerade ...", begann Irmgard stockend und brach in Tränen aus, die ihre Worte erstickten.

Der Beamte klopfte ihr begütigend auf die Schulter. „Sie sind sicher erschrocken. Das kann ich verstehen. Aber nun erzählen Sie mir das noch mal ganz ruhig. Schön der Reihe nach. Sie waren in der Küche, und da haben Sie Schritte gehört — war es so?"

Irmgard schüttelte den Kopf. „Nein, ich war fertig in der Küche und wollte die Tür und den Garten abschließen. Ich machte die Küchentür auf, und da — da lief ein Schatten vorüber. Ganz schnell. Ich stand in der Küchentür und schaute auf den Gang hinaus, und da sah ich sie ..."

„Sie? Was für eine Sie?"

„Sie glaubt, daß sie meine Frau gesehen hat", warf Verbergen ein. „Darüber ist sie so erschrocken. Eine Erscheinung, die ihr zugelächelt hat, wie sie meint, und ..."

Der Beamte schnitt ihm mit einer

kurzen Handbewegung das Wort ab: „Das erzählt mir Fräulein Irmgard am besten selber. Wie war das also? Sie haben Frau Verbergen gesehen? Wirklich Frau Verbergen?"

„Ich, ich weiß es nicht. Ich glaube, daß sie es war."

„Sie war schon vorüber, und Sie haben sie von hinten gesehen?"

„Ja, wie ein Schatten, und dann war sie weg."

„Ich denke, sie hat sich umgewendet und dir zugelächelt", sagte Verbergen streng.

„Ich weiß es nicht", stotterte Irmgard und brach wieder in Tränen aus.

„Sagen Sie nur, was Sie wirklich gesehen haben", forderte der Beamte sie freundlich auf. „Sie haben also Frau Verbergen erkannt?"

Irmgard schüttelte abermals den Kopf. „Nein, richtig erkannt habe ich sie nicht."

„Haben Sie das Gesicht gesehen oder nur . . ."

„Nein, ich habe sie nur von hinten gesehen, aber ich hatte das sichere Gefühl, das mußte die gnädige Frau sein."

„Das fühlten Sie", sagte der Beamte, „aber wirklich gesehen haben Sie nur eine weibliche Person? Es war bestimmt kein Mann?"

„Nein, eine Frau."

„Sie könnten also beschwören, daß Sie eine Frau gesehen haben. Aber daß es Frau Verbergen gewesen ist, können Sie nicht mit Bestimmtheit sagen."

„Nein", jammerte Irmgard verstört. „Sie ist ja tot. Sie kann es ja nicht gewesen sein."

„So ist es", stimmte der Beamte zu. „Und nun noch eine Frage, Fräulein Irmgard: Haben Sie auch das Kind gesehen?"

„Nein. Vielleicht hat sie das Kind in den Armen getragen. Aber gesehen habe ich das nicht."

„Danke, Fräulein Irmgard, das genügt mir schon", sagte der Beamte und wandte sich Rolf Verbergen zu. „Mysteriös. Sehr mysteriös. Man kann ja nicht annehmen, daß gleich zwei Tote wieder zum Leben erwacht sind."

„Das ist kaum anzunehmen."

„Die Wiederaufstehung des Herrn Janssen scheint mir jedoch möglich, beinahe sicher zu sein", fuhr der Beamte fort. „Ich möchte annehmen, daß er auch mit dieser Entführung zu tun hat."

„Höchstwahrscheinlich haben Sie recht, Herr Wegener, aber ich sehe die Motive noch nicht."

„Vielleicht läuft es auf eine Erpressung hinaus. Sie sind ein reicher Mann. Na, wir werden ja sehen. Jedenfalls glaube ich bis morgen genug Unterlagen zu haben, um zunächst einmal einen Haftbefehl gegen den wirklichen oder möglichen Peter Janssen zu erwirken. Können Sie mir seine Adresse hier in Frankfurt geben? Hat er Verwandte oder Bekannte? Wie heißt der Freund von ihm, der ehemalige Staffelkamerad? Das alles würde uns weiterhelfen."

„Die meisten Fragen finden Sie in meinem Dossier über Peter Janssen beantwortet. Soviel mir bekannt ist, lebt auch seine Mutter in Frankfurt. Vielleicht finden Sie dort eine Spur."

Der Beamte nickte und machte sich einige Notizen. Dann sagte er abschließend: „Das Zimmer muß so bleiben, wie es ist, und darf von niemand mehr betreten werden. Es ist auch möglich, daß ich Sie wegen des Haftbefehls schon sehr früh in mein Büro bitten muß."

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung", sagte Rolf Verbergen.

Kriminalsekretär Wegener verschloß das Zimmer. Den Schlüssel steckte er in die Tasche, und alle sahen zu, wie sein Begleiter das Schloß versiegelte.

Fortsetzung in der nächsten BUNTEN



Hilfe! Ich wurde bestohlen! Wer gibt mir mein Eigentum wieder?

Immer wieder kann man in den Tageszeitungen Meldungen darüber lesen, daß schwere und schwerste Verbrechen geschehen. Immer wieder stellt sich für den Leser solcher Berichte und der üblichen Gerichtsberichte die Frage, wie der Geschädigte wohl Ersatz für die ihm zugefügten Schäden erhalten kann. Dies gilt insbesondere dann, wenn der Täter gefaßt und zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilt wird und später glaubt, durch eine solche Strafe die Tat hinreichend gesühnt zu haben. Dabei wäre doch für den Geschädigten oft die Verurteilung des Täters zum Schadensersatz weit richtiger als seine Verurteilung in einem Strafverfahren. *Z. L., Pirmasens*

Unser juristischer Mitarbeiter Dr. Wald schreibt zu diesem ernsten Problem:

1. Läuft gegen den Schädiger ein Strafverfahren, z. B. wegen Körperverletzung, oder wegen Diebstahls, oder wegen Betruges, so kann der durch die Straftat Verletzte bereits im Strafverfahren seine Ersatzansprüche geltend machen. Die Entschädigung des Verletzten wird damit — leider sehr wenig praktiziert — zum Teil des Strafverfahrens selbst im Rahmen des sogenannten „Adhäsionsverfahrens".

Die Strafrichter sind aber wenig geneigt, ihre ohnehin schon schwierige und zeitraubende Tätigkeit mit der genauen Ermittlung der Schadenshöhe zu belasten und auf diese Weise unter Umständen in Kauf zu nehmen, daß die Untersuchungshaft — ein ja in der Tagespresse viel aufgegriffenes Thema — möglicherweise wegen der Hinzuziehung der zivilrechtlichen Ansprüche verlängert werden muß. Nur wenn es sich um einfach gelagerte Fälle handelt, wird beispielsweise der Ersatz unterschlagenen Geldes, der Arztkosten und des Schmerzensgeldes mit dem Strafverfahren verbunden werden können.

Ist dies nicht der Fall, wird man dem Geschädigten nur den Rat geben können, eine Klage vor den Zivilgerichten anzustrengen.

2. Dieser Weg muß entweder vor dem Amts- oder vor dem Landgericht gegangen werden. Hat beispielsweise ein Kassierer 1800 DM unterschlagen und ist er im Strafverfahren deswegen verurteilt worden, behauptet aber nun gegenüber dem Geschädigten, das Geld nicht mehr zu haben, so kann der Verletzte, der ihm diese Ausrede nicht glaubt, gegen ihn vor dem Landgericht Klage erheben, weil der sogenannte Streitwert mehr als 1000 DM beträgt. Er bedarf in diesem Falle eines Anwaltes, weil vor den Landgerichten Anwaltszwang herrscht.

Liegt der Streitwert — der hier mit der Summe des Schadens identisch ist — unter 1000 DM, so sind die Amtsgerichte zuständig, vor denen jedermann sein Recht selbst suchen kann. Er kann sich bei der Ausarbeitung der Klage dabei der Hilfe des sogenannten Urkundsbeamten der Geschäftsstelle, d. h. eines sogenannten Justizbeamten innerhalb der Gerichtsorganisation, bedienen. Anspruchsgrundlage ist in allen Fällen die „unerlaubte Handlung", da Straftaten generell als derartige „unerlaubte Handlungen" angesehen werden müssen.

Siegt der Kläger, so kann er anschließend gegen den Täter im Wege der Zwangsvollstreckung vorgehen, wobei er den Vorteil hat, daß statt einer dreijährigen Verjährung nunmehr 30 Jahre lang die Möglichkeit besteht, den Schädiger in Anspruch zu nehmen.

In diesen Zusammenhang gehört insbesondere bei Körperverletzungen der Anspruch auf das sogenannte Schmerzensgeld. Es sind zahlreiche Fälle, insbesondere immer wieder Streitigkeiten, die zu Prügeleien ausarten, aber auch Verkehrsunfälle, Anlaß dafür, zu fragen, wie hoch ein solcher Schmerzensgeldanspruch sein kann. Der Laie überschätzt, aufgerüttelt durch ausländische Zeitungsmeldungen insbesondere über die Situation in den Vereinigten Staaten, die Höhe der in Deutschland gezahlten Schmerzensgelder oft.

3. In vielen Fällen hat ein Vorgehen gegen den Täter aber nur geringe Erfolgsaussichten, weil bei ihm entweder nichts zu holen ist oder der Schaden derart große Ausmaße angenommen hat, daß die Mittel des Täters zur Wiedergutmachung nicht mehr ausreichen. Dies gilt insbesondere in Fällen von Brandstiftungen, wenn beispielsweise ein Millionenschaden entstanden ist.

In diesen Fällen taucht dann die Frage nach dem Versicherungsschutz auf. Auch sie ist nicht selten mit der Enttäuschung für den Geschädigten verbunden. Bei den meisten Straftaten zahlt eine Versicherung nur dann, wenn sich der Betroffene eigens gegen das jeweilige Delikt, dessen Opfer er geworden ist, versichert hat. Dies gilt insbesondere bei Diebstählen von Kraftfahrzeugen, von Reisegepäck und bei Brandversicherungen. Hinzuzufügen ist allerdings, daß in Deutschland nach Maßgabe bestimmter Landesgesetze Bauten, die zur menschlichen Wohnung bestimmt sind oder in denen Fabriken betrieben werden, kraft Gesetzes eine derartige Brandversicherung haben müssen.

Besser steht es bei einer großen Gruppe von Straftaten, die heute die Gerichte sehr stark beschäftigen, nämlich den Verkehrsdelikten. Auch hier besteht eine Pflichtversicherung, so daß Schadensersatz auch dann erlangt werden kann, wenn der Schädiger nur fahrlässig gehandelt hat, ja sogar dann, wenn ihn überhaupt ein Verschulden nicht trifft. Hier tritt die sogenannte Gefährdungshaftung in Kraft, der Versicherer muß zahlen.

Wie kann man am sichersten Lohnsteuer sparen?

Ich erkundigte mich kürzlich rein scherzhaft bei einem mir sonst nicht näher bekannten Steuerbeamten, mit dem ich in meinem Stammlokal an einem Tisch saß, ob er mir nicht einen guten Rat unter Brüdern geben wollte, wie ich am sichersten Lohnsteuer einsparen könnte. Er antwortete: „Mit einer Lebensversicherung." Nun hatten wir schon ein paar Bier und zwei Schnäpse zusammen getrunken, und ich weiß nun nicht: Meinte der Mann das ernsthaft, oder hat er auch bloß einen Scherz gemacht? Darf ich nun Ihnen diese Frage stellen?

N. D., Lauchröden

Wir baten die Pressestelle des Verbandes der Lebensversicherungsunternehmen, dazu Stellung zu nehmen:

Die Lebensversicherungsprämie wird in Deutschland seit 1891 als abzugsfähige Sonderausgabe vom steuerpflichtigen Einkommen anerkannt. In England wurde bereits im Jahre 1798 die Steuerbefreiung für den Teil des Einkommens eingeführt, der für Lebensversicherungsbeiträge verwendet wurde, weil man schon damals die Lebensversicherung als ausgezeichnete Vorsorge für die Familie erkannte.

Wie hoch ist nun die durch den Abschluß einer Lebensversicherung erzielbare Steuerersparnis?

Das ist abhängig von der Höhe des Gesamtbetrages der Einkünfte, von der Höhe der Sonderausgaben (Familienstand), von den Freibeträgen, insbesondere den Kinderfreibeträgen, und den besonderen Freibeträgen, z. B. für Alleinstehende, den Altersfreibetrag usw. Wie hoch die erzielbare Steuerersparnis im einzelnen Fall etwa ist, kann aus nachstehenden Tabellen entnommen werden.

Die ungefähre Steuerersparnis beträgt je 100 DM Lebensversicherungsprämie bei einem steuerpflichtigen Jahreseinkommen von sagen wir 16 000 DM

Unverheiratete und getrennt Lebende	31 DM
Verheiratete ohne Kinder	20 DM
Verheiratete mit Kindern	20 DM

D. h.: Bei Berücksichtigung der Steuerersparnis ermäßigt sich eine Prämie von 100 DM um den oben angeführten Betrag.

Sonderausgaben können jährlich bei Alleinstehenden bis zu 1100 DM, bei Verheirateten bis zu 2200 DM und für jedes Kind um weitere 500 DM geltend gemacht werden. Lebensversicherungsbeiträge darüber hinaus sind noch zur Hälfte absetzbar. Dieser zusätzliche Abzug darf bis zur Hälfte der genannten Sonderausgabensätze betragen. Für Steuerpflichtige über 50 Jahre gelten doppelte Höchstsätze. Auf Grund der Neuregelung im Steueränderungsgesetz 1961 können unabhängig von den obigen Sätzen bei der Ermittlung der abzugsfähigen Höchstbeträge vorweg Sonderausgaben für Versicherungsbeiträge in Höhe von 500 DM, im Fall der Zusammenveranlagung von Ehegatten bis 1000 DM im Kalenderjahr in voller Höhe abgezogen werden. Auf diesen zusätzlichen Höchstbetrag sind aber bei Personen mit Einkünften aus nichtselbständiger Arbeit etwaige gesetzliche Beitragsanteile des Arbeitgebers zur gesetzlichen Rentenversicherung anzurechnen.

Für Lohnsteuerpflichtige, die monatlich 50 DM für Lebensversicherungsbeiträge aufwenden, gibt folgende Übersicht Aufschluß über die Höhe der Steuerersparnis.

Monatslohn oder Gehalt	Lohnsteuerersparnis in Prozent der Beiträge in Lohnsteuerklasse		
	I	III	III/1
400	20	8	—
600	20	20	20
800	24	20	20
1000	28	20	20
1200	30	20	20
1800	34	29	28

Die Ersparnis an Kirchensteuer kommt noch hinzu.

Voraussetzung für eine Steuerminderung in dieser Höhe ist bei Lohnsteuerpflichtigen, daß der Pauschbetrag von 53 DM monatlich bereits durch andere Sonderausgaben ausgefüllt ist.

Neben der Steuerersparnis wirken sich auch die „Prämienrückvergütungen" verbilligend auf den Versicherungsschutz aus. Die Prämienrückvergütungen können den Versicherten gewährt werden, weil sich auf Grund des günstigeren als kalkulierten Zinsertrages und Sterblichkeitsverlaufs Überschüsse ergeben. Bis zu 100 % werden die so erzielten Überschüsse den Versicherten gutgebracht, vor allem in Form von Prämienrückvergütungen oder Erhöhung des Versicherungsschutzes.

Wenn man die beiden Faktoren Steuerersparnis und Prämienrückvergütung berücksichtigt, sind die tatsächlichen Aufwendungen für eine Lebensversicherung wesentlich geringer, als aus dem jeweiligen Tarif ersichtlich ist. Mit anderen Worten: Das Finanzamt bezahlt einen Teil der Altersversorgung.





Fröhliches Storchengeklapper über den Zinnen des königlichen Schlosses Balmoral in Schottland? Dabei behaupten die Ornithologen, die Störche seien in Großbritannien ausgerottet! Dieser Bildscherz hat nur symbolische Bedeutung.

In Großbritannien regiert der Storch

KINDERSEGEN FÜR ENGLANDS KÖNIGSHAUS

Eine junge Frau in Offiziersuniform reitet voran. Ihr Gatte und ein Regimentskommandeur folgen ihr in gebührendem Abstand. Der große Paradetag geht seinem Höhepunkt entgegen. So bietet sich den Menschen das „offizielle" Bild Königin Elisabeths II. von England. Und das andere, das private? Mit diesem Farbbericht blättern wir im königlichen Familienalbum. Anlaß dazu gibt uns Adebar. Denn in diesem Frühjahr erwarten vier Mitglieder des Hauses Windsor ein Kind: Königin Elisabeth, Prinzessin Margaret, Prinzessin Alexandra und Herzogin Katharina von Kent. In England regiert der Storch.





Familienglück gehört schon zur Tradition

Seit 1882 ist Balmoral Castle, ein Schloß in der schottischen Grafschaft Aberdeen, von Mitte August bis Anfang Oktober die Residenz des englischen Hofes. Hier entstand 1960 dieses Bild: Königin Elisabeth, Prinz Philip, Prinz Charles, Prinzessin Anne und der kleine Andrew genießen den Sommer. Ihre Lieblingshunde, die Corgis, dürfen aber dabei nicht fehlen.

Das war Englands Königsfamilie vor 22 Jahren, im Mai 1942. König Georg VI. (rechts) hatte im Dezember 1936 nach der Abdankung seines Bruders Eduard VIII. den Thron bestiegen. Seine Töchter, Prinzessin Elisabeth und Prinzessin Margaret Rose (links), scheinen ihrer Mutter, Königin Elisabeth, wie aus dem Gesicht geschnitten. König Georg VI. starb im Jahr 1952.





Mütterlich und doch majestätisch — so präsentieren sich die weiblichen Mitglieder der Königsfamilie einer Öffentlichkeit, die ihnen Bewunderung und Sympathie entgegenbringt. Königin Elisabeth (oben), die jetzt vor der Geburt ihres

vierten Kindes steht, hat der Welt bewiesen, daß man gute Monarchin und vorbildliche Mutter zugleich sein kann. Um ihre Schwester, Prinzessin Margaret, gab es viel Wirbel, als sie den Fotografen Tony Armstrong-Jones heiratete (beide oben Mitte). Dann kam vor zweieinhalb Jahren ihr erstes Kind, der kleine Viscount David Linley, zur Welt. Und seitdem schweigen die Kritiker, denn was beispielhaftes Familienleben anbelangt, eifern Margaret und ihr Mann der Königin nach. Im April soll das zweite Kind der Prinzessin geboren werden. Das Glück der Mutterschaft erlebt jetzt auch Prinzessin Alexandra von Kent, die seit April 1963 mit dem Bürgerlichen Angus Ogilvy (beide oben) verheiratet ist.





Am Tag der Krönung: Elisabeth II.

Seit 1939 ist Cecil Beaton der offizielle Fotograf des englischen Hofes. Am 2. Juni 1953 schuf er dieses Bild der eben gekrönten Königin. Beaton hatte im Buckingham-Palast eine Leinwand mit dem Gemälde des Kirchenschiffes der Westminsterabtei aufstellen lassen, vor der Elisabeth II. posieren sollte. Er erzählt: „Was sich dann abspielte, erinnerte an »Alice im Wunderland«. Der ganze Hof schien verrückt geworden. »Wo ist der Reichsapfel?« stöhnte völlig erschöpft ein Mitglied des Hofes. »Und das Zepter?« reklamierte ein anderes. »Beeilt euch«, sagte die Königin, »seit fünf Stunden trage ich jetzt die Krone!«" Und diese Krone mit ihren großen Diamanten, den Rubinen und Saphiren hat nicht nur unermeßlichen Wert, sondern auch ihr Gewicht.



Als Margaret Tony heiratete...

Am 6. Mai 1960 heiratete Prinzessin Margaret den Fotografen Tony Armstrong-Jones, dem am gleichen Tag von seiner königlichen Schwägerin der Titel „Lord Snowdon“ verliehen wurde. Am Abend dieses Tages fotografierte Cecil Beaton das Hochzeitsbild. Es zeigt (stehend, von links) Tonys Mutter, Prinz Charles, Königin Elisabeth, das Brautpaar, Prinz Philip, die Königinmutter Elisabeth und den Vater Tonys. Die jugendlichen Ehrenjungfrauen waren sämtlich Freundinnen der Tochter Königin Elisabeths, Prinzessin Anne (vorn, dritte von rechts). Prinzessin Margaret hatte darum gebeten, daß die kleinen Mädchen alle Roben tragen sollten, die jenem Kleid glichen, das Anne bei ihrem ersten Ball getragen hatte. So entstand dieses Bild. Es erinnert



gleichzeitig an eine Hochzeit und an den großen Tag der kleinen Prinzessin. Während in Buckingham-Palast im kleinen Kreis gefeiert wurde, strömten vor dem Tor die Menschen zusammen. Immer wieder verlangten sie das Brautpaar zu sehen. Und groß war jedesmal der Jubel, wenn sich die Hochzeitsgesellschaft auf dem Balkon zeigte (rechts).

Drei königliche Mütter gehen jetzt dem neuen Glück entgegen

Das dritte Kind Königin Elisabeths, Prinz Andrew, kam am 19. Februar 1960 zur Welt. Einen Monat später ließ sich die stolze Mutter mit dem Kleinen zusammen fotografieren. Noch im März soll ihr viertes Kind geboren werden. Bei seiner Geburt wird es Anspruch auf ein Privileg haben, das den neu eintreffenden Kindern der königlichen Anverwandten nicht zusteht: auf die Salutschüsse der Artillerie Ihrer Majestät.





Ein Liebling ganz Englands ist die ehemalige Miß Worsley und jetzige Gattin des Herzogs Edward von Kent, Katharina von Kent. „Katie" nennt man sie zärtlich. Ihr erstes Kind, der Earl of St. Andrews, ist eineinhalb Jahre alt. Im Mai kommt das zweite Kind, das ein Lord oder eine Lady Windsor wird.

Gelernt ist gelernt sagte sich Lord Snowdon und fotografierte persönlich seine Frau und sein erstes Kind, Viscount David Linley. Das war vor rund zwei Jahren. Im April bekommt David ein Brüderchen oder ein Schwesterchen. Es ist unwichtig, ob es ein Junge oder ein Mädchen wird, denn der siebte Platz in der Thronfolge ist dem neuen Erdenbürger auf jeden Fall sicher. David wünscht sich angeblich eine Schwester.



Es war in der Nacht vom 21. auf den 22. April 1926. Der Wind heulte um die düsteren Mauern von Clarence House, dem Sitz der jüngeren Prinzen der britischen Königsfamilie. Sturmböen peitschten den Regen gegen dunkle Scheiben. Nur in einem Seitenflügel des schloßähnlichen Bauwerks brannte noch Licht.

In dieser Nacht, genau um 2.40 Uhr, kam Prinzessin Elisabeth, die heutige englische Königin, zur Welt. Ihr Eintritt in dieses Leben war ein glatter Verstoß gegen die starren jahrhundertealten Regeln des englischen Protokolls. Denn von alters her durften Angehörige der britischen Königsfamilie nur in Gegenwart des Innenministers entbinden, der die Identität des Neugeborenen beurkunden mußte. Weshalb? Weil die Frau König James' II. im Jahre 1688 mit einem Kind aufwartete, von dem die meisten Engländer glaubten, daß es ein untergeschobenes war (man sprach von vorgetäuschter Schwangerschaft) und das deshalb nie den Thron besteigen konnte.

In der Nacht vom 21. auf den 22. April 1926 jedoch konnte man den Innenminister zunächst nicht erreichen. Erst nach vielen vergeblichen Versuchen entriß man ihn dem Schlaf. Und mit einer halben Stunde Verspätung traf er ein und sah sich das Baby an.

„Das gähnt ja dauernd!" stellte er lakonisch fest, war aber trotzdem davon überzeugt, es mit einer „richtigen" Tochter zu tun zu haben.

Wenn Königin Elisabeth II. jetzt ihr viertes Kind zur Welt bringt, dann darf der Innenminister ruhig weiterschlafen. Denn schon kurz vor der Geburt ihres ersten Sohnes, Prinz Charles, im Januar 1948, räumte Elisabeths Vater, König Georg VI., mit dem jahrhundertealten Brauch auf. Er betrachtete diese Tradition in unserer Zeit als lächerlichen Anachronismus und wollte außerdem seiner Tochter die damit verbundene Peinlichkeit ersparen.

So werden bei der Geburt lediglich die Doktoren Peel und Weir sowie die Hebamme Helen Rowe anwesend sein. Der 84jährige Sir John Weir, königlicher Leibarzt, hat die Aufgabe, die Nachricht von der Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin zu unterschreiben. Er behandelte schon die Queen Mary.

Wichtigster Mann bei der Geburt wird der 57jährige Frauenarzt Sir John Peel sein, der schon den anderen drei Kindern Königin Elisabeths den Weg ins Leben erleichtert hat. Sir John gilt als sehr moderner Arzt. Er scheut sich nicht, mit der Königin offen ihre persönlichen Probleme zu besprechen.

Für Sir John Peel wird es ein arbeitsreiches Frühjahr. Denn er muß auch den anderen Müttern dieses „königlichen Jahrgangs" 1964 zur Seite stehen: Prinzessin Margaret, Prinzessin Alexandra von Kent und deren Schwägerin, der Herzogin Katharine von Kent.

Vier königliche Babys innerhalb eines knappen Vierteljahres — das ist etwas für die Engländer! Sie haben schon eine Parallele gefunden: Im Jahre 1819 schenkten nämlich alle vier Schwiegertöchter des Königs Georg III. innerhalb von 68 Tagen Kindern das Leben.

Und da die Engländer nicht nur traditionsbewußt, sondern auch äußerst wettfreudig sind, wetten sie jetzt fröhlich drauflos: Ob der Rekord von 1819 gehalten oder sogar gebrochen werden kann. Und ob die Königin, die Prinzessinnen oder die Herzogin Jungen oder Mädchen zur Welt bringen werden. In einer Wettannahme in Portsmouth kann man auf George oder Mary (10:1) für das Baby der Königin und auf Edward oder Margaret (12:1) für das Baby Prinzessin Margarets setzen. Einer der beiden Buchmacher in Portsmouth erklärt: „Wenn jemand so dusselig sein sollte, etwa anzunehmen, die Königin würde ihren Jungen Nikita nennen, so bieten wir eine Wette von 1:500 000 an!" Auch auf den Zeitpunkt der verschiedenen Geburten kann man sein Geld setzen.

Wie dem auch sei: Der englische Frühling des Jahres 1964 hat's in sich. Und die britische Krone kann zufrieden sein. Denn vier Frauen des Hauses Windsor sorgen für ihren Fortbestand...

Geliebte Dunja



Marina rief: „Hallo!“ Im nächsten Augenblick trat Jekaterina aus der Nische eines Holzhauses hervor.
Sie trug ein Kopftuch und das alte blaue Kostüm. Sie weinte.

Von einem Deutschen erlebt – nach dem Leben geschrieben: der erregendste Liebesroman unserer Zeit

Von Claus Jürgen Frank

Peter Kirchberg, deutscher Artist am Moskauer Staatszirkus, trifft das Mädchen Marina und ist verblüfft über die Ähnlichkeit mit seiner geliebten Dunja ... Jener bezaubernden jungen Russin, mit der er vor fast 18 Jahren aus einem sibirischen Kriegsgefangenenlager zu fliehen versuchte. Kirchberg hat diese Frau nie vergessen; aber sein Suchen nach ihr war bisher ohne Erfolg. Da entdeckt Kirchberg, daß dieses Mädchen seine eigene Tochter Marina ist, das Kind seiner Liebe zu Dunja. Doch die Frau, die sich als ihre Mutter ausgibt, ist nicht seine Dunja Alexandrowna, obwohl sie sich so nennt. Bevor er noch diesem Geheimnis auf die Spur kommen kann, wird er auf Betreiben von Marinas vermeintlicher Mutter verhaftet. Alle Beteuerungen des Mädchens nutzen nichts; Peter Kirchberg erhält drei Jahre Gefängnis wegen angeblicher Verführung einer Minderjährigen. Die Beziehungen der falschen Dunja zum Gericht, noch aus der Stalinära stammend, sind besser ... Nur der Untersuchungsleiter Hauptmann Karamysch vermutet mehr hinter diesem Fall: ein Komplott gegen Kirchberg. Und wirklich gelingt es der Polizei, dem Regisseur des Staatszirkus das Geständnis abzuringen, daß er im Auftrag des Botschaftsrats Morosow und seiner Frau Dunja versucht hatte, Kirchberg zu töten. Karamysch macht sich auf die Suche nach der echten, nach Kirchbergs Dunja. Er findet sie nach Wochen in Sibirien. Aber sie behauptet, Jekaterina Neiburg zu sein. Unter demselben Namen arbeitet in Moskau Marinas Stiefmutter als Journalistin. Ärztliche Behandlung vermag den hypnotischen Bann zu brechen: Dunja erkennt Marina! Als jedoch die Morosows verhaftet werden sollen, flieht die Frau, und der Mann stürzt sich aus dem Fenster. Ist Karamyschs Kriminalistenglück vorbei ...?

Wer dem Erfolg nachrennt, dem läuft er davon.

Tage gibt es, an denen kann einer beginnen, was er will, und trotzdem gelingt ihm nichts. Qualvoll jede Entscheidung, die meisten werden falsch getroffen, und rückgängig zu machen sind sie hinterher dann nicht.

Das war solch ein Tag für Hauptmann Karamysch.

Seit Wochen nun hatte er Erfolg an Erfolg gereiht. Bei allem hatte er Glück gehabt — das Glück des Tüchtigen.

Plötzlich war es damit vorbei.

Vielleicht hatte er sich nur zuviel zugemutet: Sofort nach seiner Rückkehr aus Sibirien war er wieder in seiner Dienststelle erschienen und hatte sich in die Arbeit gestürzt, als käme er aus dem Urlaub und nicht von einer gefährlichen und schwierigen Fahrt in das Innere Sibiriens zurück.

Allein die Klimaumstellung ... Hier in Moskau stand das Thermometer auf über dreißig Grad. In Sibirien pendelte es noch um den Nullpunkt herum.

Der Zeitunterschied betrug volle fünf Stunden.

Karamysch hatte seinen Körper um diese fünf Stunden zu betrügen versucht. Es war ihm nicht gelungen.

Ein Düsenflugzeug bewältigt fünftausend Kilometer in fünf Stunden und einen Temperaturunterschied von knapp dreißig Grad, ohne daß eine Ermüdung des Materials nachgewiesen werden kann. Ein Mensch aber ist keine Maschine.

Der Hauptmann spürte es am eigenen Leib.

Zwei Tage war er nun bereits wieder in Moskau. Akklimatisiert aber hatte er sich noch immer nicht. Am meisten machte ihm die Hitze zu schaffen. Die Stadt glich in diesen Tagen einem riesigen Brutkasten.

Wie chloroformiert fühlte er sich, als er frühmorgens mit dem Trolleybus zur Milizzentrale fuhr.

Wegen einer Lappalie hatte es im Büro sofort Streit mit einem Kollegen gegeben ... Das wäre noch zu ertragen gewesen. Aber dann ... Die Verhaftung der Morosowa — mißglückt. Der Fenstersturz des Botschaftsrats hätte nicht passieren dürfen.

Und nun — die Sache mit dem Brief.

Heute kam einfach alles zusammen.

Der Brief war knapp eine halbe Stunde nach Morosows Selbstmord von einem Beamten der Untersuchungskommission in der obersten Schublade von Morosows Schreibtisch entdeckt worden.

Nur drei Buchstaben standen auf dem graublauen Kuvert: MUR.

Das war die Abkürzung für „Moskowskij Ugolowniz Rosysk" — der Brief war an die Moskauer Kriminalmiliz adressiert.

Untersuchungsleiter Oberst Theodor Oiserman nahm den Umschlag mit spitzen Fingern und trug ihn hinüber in das Sekretariat. „Wessen Schrift ist das?"

Die Sekretärin hörte seine Frage überhaupt nicht. „Ich glaube es nicht", sagte sie gerade zu Karamysch. „Ich glaube es nicht. Ich kann es nicht glauben. So ein ruhiger Mann! Gut, er trank, in letzter Zeit etwas viel. Aber das machen doch auch andere. Warum hat er sich nur getötet?"

„Sehen Sie sich das hier an!" unterbrach der Oberst und schwenkte ungeduldig den Brief. „Hat das Morosow geschrieben?"

„Meinen Sie, er war sofort tot?"

„Bestimmt!" versicherte Karamysch. „Das geht sehr schnell. Da spürt einer nichts mehr — bei der Höhe. Was ist das für ein Brief?"

„Lag im Schreibtisch ..."

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 53

Die Sekretärin warf einen kurzen Blick auf den Brief und nickte. „Das ist seine Handschrift, ja."

Die Zeilen tanzten durcheinander, als wäre der Text in höchster Eile abgefaßt.

Der Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Ich, Jurij Morosow, bekenne hiermit an Eides Statt:

Alle Vorwürfe, die gegen meine Frau und mich im Zusammenhang mit der Entführung des Kindes Marina Sidorowa, adoptierte Morosowa, erhoben werden sollten, treffen allein mich. Ich habe diese Entführung geplant und durchgeführt — ohne Wissen und gegen den Willen meiner Frau.

Desgleichen bin ich verantwortlich für die Namensänderung, die meine Frau vor unserer Hochzeit auf meine Veranlassung hin vorgenommen hat. Zu diesem Namenswechsel mußte ich sie mit Gewalt zwingen. Sie hatte mehrmals die Absicht, sich deswegen der Miliz zu stellen. Ich habe sie bis heute daran gehindert.

Falls sie das aus falscher Rücksichtnahme mir gegenüber nicht zugeben will, bitte ich, ihren Angaben keinen Glauben zu schenken.

Der einzig Schuldige bin ich.

gez. Jurij Morosow, Botschaftsrat."

Karamysch bemerkte den erstaunten, fragenden Blick des Obersten. „Begreifen Sie das?"

Unwillkürlich wurde ihm heiß.

Morosow mußte gewußt haben, daß seine Verhaftung kurz bevorstand. Also hatte ihn seine Frau doch vorher noch telefonisch informiert . . .

Schuld an dieser Panne war allein Karamysch. Ihm selbst war das sofort in aller Deutlichkeit klar.

Auch andere würden auf diese Idee kommen. Der Oberst, der General . . .

„Sie sind sich also bei dieser verkorksten Verhaftungsaktion persönlich keiner Schuld bewußt?" General der Miliz Andrei Platonow legte die Akte mit dem Untersuchungsbericht auf seinen Schreibtisch zurück und fixierte Karamysch, der gemeinsam mit Oberst Oiserman und Leutnant Braun zum Rapport befohlen war.

Der Hauptmann straffte sich. „Ich habe es an der nötigen Wachsamkeit fehlen lassen, Genosse General."

„Weiter . . ."

„Ich hätte Ihren Befehl: »Kein Aufsehen erregen!« nicht derart wörtlich nehmen sollen."

„Ist das alles?"

„Nachträglich betrachtet, wäre es besser gewesen, gleichzeitig im Zeitungskombinat und im Außenministerium zuzufassen."

„Wie hat Morosow Ihrer Auffassung nach erfahren, daß er verhaftet werden sollte?"

„Durch seine Frau. Sie scheint ihn sofort angerufen zu haben."

„Hatten Sie ihr gesagt, daß Sie auch für ihn einen Haftbefehl in der Tasche hatten, oder kann sie es sonst auf irgendeine Art erfahren haben?"

Hauptmann Karamysch zögerte einen winzigen Augenblick. Sollte er jetzt mit der Wahrheit herausrücken? Sollte er zugeben, daß er der Morosowa versehentlich den Haftbefehl für ihren Mann vorgelegt hatte?

Schon hörte er sich sagen: „Vermutlich hat sie sich gleich gedacht, wenn ich drankomme, wird er auch dran sein."

„Eine andere Erklärung haben Sie nicht?"



„Nein", entgegnete Karamysch.

General Platonow hob den Telefonhörer ab. „Bringen Sie das Stenogramm Morosow!"

Die Tür klappte. Ein Unterleutnant nahm Haltung an.

„Los, lesen Sie vor!"

„Alles?"

„Nur das letzte Telefonat", sagte der General.

Der Unterleutnant schlug die Stelle auf. Es war ein junger Bursche mit einem Quadratschädel. Seine Nase war von Sommersprossen übersät.

„Anruf elf Uhr sechs", begann er.

„»Hier Sekretariat Morosow.«

»Verbinden Sie mich bitte mit meinem Mann.«

»Er ist in einer Konferenz. Ich darf leider nicht stören, Genossin Morosowa.‹

»Stellen Sie in den Konferenzraum durch. Es ist dringend. Auf meine Verantwortung!«

»Moment, ich werde es versuchen.« Kurze Pause..." Der Unterleutnant mit den Sommersprossen blickte auf. „In dieser Pause", erläuterte er, „war auf dem Tonbandgerät ein schepperndes Geräusch zu hören. Ich vermute: Schreibmaschinengeklapper."

„Los, weiter", drängte der General.

„Eine Männerstimme: »Hier Morosow.‹

»Ich bin's. Die Entscheidung ist gefallen.‹

Pause.

»Hörst du nicht? Die Entscheidung...«

»Woher weißt du?‹

»Sie waren eben bei mir. Ich bin hinten 'raus.«

»O Gott.«

»Alles wie besprochen...«

»Halt, warte! Irrst du dich auch nicht? Vielleicht brauchten sie dich nur zu einem Verhör.«

»Er hatte einen Haftbefehl — auch für dich.«

»Für mich auch?«

»Ja, der Idiot hat mir versehentlich zuerst deinen gezeigt. Also, mach's gut! Halt die Ohren steif!«

»Warte! Liebes, warte doch!« Die Verbindung war aber bereits unterbrochen..."

Der Unterleutnant ließ den Stenogrammblock sinken und klappte mit den Hacken.

„Danke, Sie können gehen", sagte der General.

Hauptmann Karamysch saß starr.

... hat mir versehentlich zuerst deinen gezeigt.

Er dachte: »Ich bin ein Idiot! Warum habe ich nicht gleich die Wahrheit gesagt?« Jetzt würden Sie ihm wahrscheinlich einen Strick daraus zu drehen versuchen...

„Seit der Verdacht auf Beteiligung an einem Anschlag auf einen bekannten Artisten des Staatszirkus besteht", erläuterte der General, „haben wir Morosows Telefonanschlüsse überwachen lassen — zu Hause und im Ministerium. Es wurden sämtliche Gespräche mitgeschnitten. Was Sie hier eben in der Abschrift zu hören bekamen, war sein letztes Telefonat. Eine knappe Viertelstunde später war Morosow bereits tot." Der Blick des Generals schwenkte hinüber zu Karamysch. „Was haben Sie dazu zu sagen, Hauptmann?"

Karamysch wich dem Blick nicht aus. Er hob die Schultern. „Es tut mir leid."

„Sie haben also tatsächlich..."

„Ich weiß auch nicht, was heute mit mir los war", sagte Karamysch.

General Platonow erhob sich. „Sie werden Gelegenheit bekommen, darüber nachzudenken. Genosse Oberst?"

Der blasse, schlanke Oiserman stand langsam auf und trat an den Schreibtisch.

„Wer könnte Hauptmann Karamysch in der Sache Morosow entlasten?"

„Oberleutnant Shdanow", sagte der Oberst, ohne zu überlegen. „Scheint mir der richtige Mann zu sein."

»Es ist abgekartete Sache«, dachte Karamysch. »Sie waren sich schon vorher klar darüber, wen sie für mich nehmen.«

„Sehr gut", stimmte der General zu. „Shdanow übernimmt die Untersuchung." Er schnaufte. „Hoffentlich kann er die Geschichte schnell wieder ausbügeln. Peinlich, das Ganze, peinlich, peinlich, meine Herren!"

„Heißt das: Ich bin völlig ausgeschaltet?" fragte Karamysch, als er mit Oiserman und Leutnant Braun zum Fahrstuhl ging.

„Sie schließen Ihre Arbeit an dem Fall ab und halten sich zu weiterer Verfügung", erklärte Oberst Oiserman.

Auf seinem Schreibtisch fand Karamysch ein Telegramm von Marina Morosowa, der kleinen Ballettschülerin, die ihm während der letzten Tage in Sibirien immer wie ein verängstigter Vogel erschienen war, der sich in eine graue, triste Wildnis verirrt hat, hilflos, verloren...

ANKOMME MORGEN 16.20 GRUSS MARINA telegrafierte sie ihm.

Das war also bereits die Antwort auf die Depesche, mit der er sie dringend gebeten hatte, sofort nach Moskau zu kommen.

Es war einfach lächerlich, ihn wegen dieser zwei kleinen Pannen von einer Aufgabe zu entbinden, in die er sich wie kein zweiter eingearbeitet hatte.

Aber so war das: Man war immer nur gerade so viel wert, wie es die jeweilige Laune des Generals zuließ. Vorgestern hatte er Karamysch noch über den grünen Klee gelobt, heute schien ihm bereits ein mittelmäßiger Beamter wie Oberleutnant Shdanow zuverlässiger.

Es gab nur einen Trost für den Hauptmann: Morgen konnte das schon wieder anders sein.

★

„Es hat sich einiges ereignet", begann Olga Fessenkowa, die korpulente, sympathische Rechtsanwältin, vorsichtig, „was sich auf die Wiederaufnahme Ihres Verfahrens nicht ungünstig auswirken wird..."

Kirchberg nickte. „Ich weiß", sagte er. „Sie haben Dunja gefunden — in einem Kloster in Sibirien, nicht wahr?"

Seit vierzehn Tagen bemühte er sich nun bereits um ein Gespräch mit Olga Fessenkowa. Angeblich hatte sie erst heute dafür Zeit gehabt.

„Woher wissen Sie das?" fragte Olga verblüfft.

„Marina hat mir geschrieben." Kirchberg reichte der Rechtsanwältin den Brief.

»Lieber Peter!« las sie. »Seit heute bin ich der glücklichste Mensch und der unglücklichste zugleich. Mutter lebt. Ich habe sie gesehen, ich habe in ihren Armen gelegen, sie hat mich geküßt — aber fast hätte ich, hätten wir sie wieder verloren, kaum daß ich sie fand...«

„Ich weiß", sagte Olga Fessenkowa leise. „Mir liegt bereits ein Bericht des mit der Untersuchung betrauten Hauptmanns Karamysch vor. Das heißt — seit gestern ist er nicht mehr für uns zuständig. Sie haben ihn abgesägt."

Olga berichtete kurz, was geschehen war.

Die Morosowa flüchtig... Selbstmord Morosows...

„Entsetzlich", flüsterte Kirchberg. „Der arme Kerl..."

„Sie machen mir Spaß", knurrte Olga. „Es fehlte nicht viel, und er und seine Schöne hätten Ihre Dunja ganz auf dem Gewissen gehabt... Und Ihr Kind! Und Sie selbst!"

„Ach, wissen Sie", sagte Kirchberg,

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 55

und er sah dieser Frau, die er kaum kannte und zu der er doch ein Vertrauen gefaßt hatte wie selten einmal zu jemand Fremdem, er sah ihr voll in die Augen: „Ich habe in den letzten Wochen viel Zeit gehabt zum Nachdenken. Und ich bin in vielem zu anderen Ergebnissen gekommen als früher. Man betrachtet die Dinge ruhiger, wenn man sie durch ein Gitter sieht, verstehen Sie?"

Kirchberg preßte seine Hände an die Schläfen.

„Kein Mensch ist gut, Bürgerin Fessenkowa, und keiner ist schlecht. Wer weiß, was diesen Morosow getrieben hat! Vielleicht ein Teufel von einer Frau? Und diese Frau! Wissen *Sie*, was diese Frau hat aushalten müssen, ehe sie soweit war, daß sie skrupellos nur noch um ihr eigenes bißchen Glück kämpfte? Wir Menschen haben alle einen entscheidenden Fehler. Er ist uns angeboren, fürchte ich. Wir verurteilen zu schnell! Wir machen uns nicht die Mühe, unseren Freund und schon gar nicht unseren Feind verstehen zu wollen."

Unwillkürlich senkte er seine Stimme.

„Die beiden in meiner Zelle — ich habe mit ihnen gesprochen, nächtelang. Glauben Sie, die seien schlechter als Sie oder ich? Hören Sie einmal unvoreingenommen die Geschichte dieser beiden Verbrecher! Arme Schweine, das sind sie, und gar nichts weiter. Sie sehnen sich nach ein bißchen Ruhe in Frieden und einer kleinen Ration Glück."

„Vielleicht haben Sie recht", erwiderte Olga Fessenkowa. „Trotzdem stehe ich auf dem Standpunkt, daß verurteilt gehört, wer sich etwas hat zuschulden kommen lassen. Mit Güte und Menschlichkeit allein ist diese Welt nicht sauberzuhalten. Glauben Sie mir, wenn nicht immer wieder Exempel statuiert würden — es herrschte Mord und Totschlag auf der Welt!"

„Ich bin nicht Ihrer Meinung", widersprach Kirchberg. „Aber ich will Ihre Auffassung gern gelten lassen." Er lächelte. „Des anderen Meinung respektieren — auch das gehört nämlich zu meinem neuen Lebensprogramm!"

„Also Ihnen scheint das Gefängnis wirklich glänzend zu bekommen!" lachte die Fessenkowa.

„Trotzdem — wie beurteilen Sie meine Aussichten, hier herauszukommen?"

„Morgen, spätestens übermorgen wird über meinen Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens entschieden. Eigentlich hatte ich erst dann hierher zu Ihnen kommen wollen. Aber Sie waren zu ungeduldig. Sie konnten es ja nicht erwarten, mich zu sehen."

„Halten Sie mich auf dem laufenden?"

„Selbstverständlich", versicherte die Rechtsanwältin und schüttelte Kirchberg kräftig die Hand.

„Noch eine Frage ... Wie beurteilen Sie die Krankheit meiner — meiner ...", er stockte, „die Krankheit Dunja Alexandrownas?"

„Ich würde Ihnen gern etwas Nettes und Beruhigendes sagen", erklärte Olga Fessenkowa wahrheitsgemäß. „Aber ich denke, Sie werden auch keinen Wert darauf legen, daß ich Ihnen etwas vormache. Ich verstehe von diesen Dingen einfach zuwenig. Bis vor zwei Tagen wußte ich überhaupt nicht, daß es solch eine Art von Krankheit überhaupt gibt. Nur eines ist sicher: Eine größere Kapazität als Professor Glasunow gibt es auf dem Gebiet der Hypnose in der Sowjetunion wohl nicht. Ihre Frau ist in den besten Händen, das steht für mich eindeutig fest."

Dann verabschiedete sie sich und ging mit schnellen Schritten aus dem Sprechzimmer des Gefängnisses.

Peter Kirchberg wurde in seine Zel-



le geführt. Seine Gedanken kreisten um das Gehörte.

Die Anwältin hatte „Ihre Frau" gesagt ...

In der Nacht, die diesem Gespräch folgte, lag Kirchberg lange wach.

Ihre Frau ...

Im Grunde hatte sie recht. »Dunja ist meine Frau«, dachte er. »Ich hätte sie damals sofort geheiratet, wenn es möglich gewesen wäre.« Aber kam es überhaupt auf den Trauschein an?

Er versuchte, sich vorzustellen, wie sie heute wohl aussah. Dunja ...

Seine Lippen formten ihren Namen, lautlos, ein Wort war es wie ein Kuß.

Seltsamerweise hatte er überhaupt keine Vorstellung mehr von ihr. Seit er wußte, daß sie lebte, hatte er das Bild, das er von ihr in seiner Erinnerung bewahrte, der Wirklichkeit anzupassen versucht. Siebzehn Jahre war sie älter als damals ...

Mehr als einmal hatte er sich schon das Wiedersehen mit ihr auszumalen versucht. Aber gelungen war es ihm nicht.

Er freute sich auf dieses Wiedersehen — und gleichzeitig hatte er Angst davor.

*

Marina Morosowa fand keine Tränen.

Sie ging an der Seite von Raissa hinter dem Sarg des Mannes her, den sie bis vor wenigen Wochen für ihren leiblichen Vater gehalten hatte. Immer war er nett zu ihr gewesen, immer, ja.

Tante Raissa weinte.

Sie ging gebeugt, schwer auf Marinas Arm gestützt, das Gesicht hinter einem schwarzen Schleier verborgen. Jurij Morosow war der letzte ihrer vier Brüder. Einer war bereits während der Oktoberrevolution umgekommen — er hatte auf weißrussischer Seite gekämpft. Die zwei Jüngsten waren im letzten Krieg gefallen. Einer als Partisan, der andere war in deutsche Gefangenschaft geraten und nach dem Krieg in einem sowjetischen Straflager liquidiert worden.

Jurij war der letzte der Familie Morosow.

Unfaßlich, sein Ende. Ein Unfall — so hatte man es ihr dargestellt.

Raissa Morosowa war skeptisch gegenüber diesen Erklärungen. Sie war überzeugt davon, daß man ihn aus politischen Gründen umgebracht hatte. Dafür sprach in ihren Augen auch der Umstand, daß ungewöhnlich viele Genossen aus dem Außenministerium hinter seinem Sarg einherschritten.

Sie alle trugen die obligaten roten Fähnchen aus Metall im linken Knopfloch, die Hundertfünfzigprozentigen hatten noch eine rote Rose dazugesteckt — Symbole ihrer Verbundenheit, ihrer Anteilnahme und Trauer.

Auch Morosows Sarg war mit rotem Stoff verkleidet.

Raissa war entschlossen, ihm trotz allem noch ein kirchliches Begräbnis zu bereiten. Mit dem Popen hatte sie schon gesprochen. Er war gegen entsprechende Bezahlung bereit, das Kreuz zu segnen, das sie ihrem Bruder nachträglich setzen lassen wollte.

Selbst zu Zeiten des größten stalinistischen Terrors war jeder fünfte Moskauer nach seinem Tode auf dem „Dewitschism Monastir", dem Friedhof am Rande der Stadt, mit kirchlichem Segen zu Grabe getragen worden. Der Staatssicherheitsdienst war machtlos. Was damals möglich war, mußte unter Nikita Sergejew erst recht erlaubt sein ...

Das schwarze Rechteck der Grube, mit grobbehauenen Brettern umsäumt ...

Die Blaskapelle, die den Trauermarsch intoniert ...

Ein Mitglied des Kollegiums vom Außenministerium: „Dienst für das Vaterland ... Einer der Treuesten der Partei ..." Wie salbungsvoll er sprach.

Marina mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht aufzuschreien. Wie verlogen das alles war!

Nicht eine Zeitung hatte von Morosows Selbstmord berichten dürfen. Kein Wort davon, daß man ihn hatte verhaften wollen. Keine Anklage. Nur Lob.

Marina hob den Blick.

Karamysch ...

Auch er war zum Friedhof gekommen. Bescheiden stand er im Hintergrund.

Sie wußte, worauf er wartete. Er hatte gehofft, daß auch Jekaterina ihrem Mann die letzte Ehre erweisen würde.

„Es ist doch völlig sinnlos, daß sie sich versteckt", hatte er Marina erklärt. „Sie wird schließlich doch gefaßt werden. Das weiß sie auch. Wenn sie einen Funken Anstand im Leib hat, wird sie zur Beerdigung kommen ..."

Sie war nicht erschienen.

»Ich hätte es an ihrer Stelle auch nicht getan«, dachte Marina. »Man kann die Verbundenheit zu einem Menschen anders beweisen als durch Tränen an seinem Grab.«

Erst auf dem Heimweg, im Taxi, wurde Marina bewußt, daß Morosows Tod auch in ihrem Leben eine Lücke schlug, die nie mehr zu schließen sein würde.

„Er war so gut", meinte Raissa. „Zu dir war er gut und zu mir, nicht wahr? Und jetzt liegt er in dieser trockenen braunen Erde, allein, ganz allein ..."

Sie sah sein dickes, gutmütiges Gesicht vor sich, hörte seine dunkle, melodische Stimme. »Na, wie war's heute? Ärger gehabt, mein Kind? Ja, ja, ich weiß! Man muß Mut haben und sich durchbeißen. Laß dich nicht beirren, Kind! Solange ich da bin ...! Da wird's dir an nichts fehlen, so wahr ich Jurij heiß ...«

Wie oft hatte er das oder so etwas Ähnliches zu ihr gesagt, wenn sie niedergeschlagen aus der Ballettschule kam, ernüchtert von Intrigen, entmutigt von der Schwierigkeit der Aufgabe, die sich vor ihr auftürmte.

Immer hatte er ein gutes Wort für sie gehabt.

Jurij Morosow war kein schlechter Mensch gewesen.

Jetzt weinte auch Marina.

*

Eigentlich hatte sie überhaupt nicht mehr nach Hause zurückkehren wol-

Fortsetzung auf Seite 59

Liebe Dunja-Leser!

Vor Wochen fragten wir, ob Sie eine wahre Lebensgeschichte kennen, nach der man einen Roman schreiben könnte — wir ahnten nicht, welche Fülle von Zuschriften auf uns zukommen würde.

Wir bitten um Ihre Nachsicht, wenn wir bis heute nicht jeden Brief beantwortet haben — nach sorgfältiger Durchsicht wird es geschehen. Inzwischen aber wünschen wir Ihnen weiterhin viel Freude am Roman:





„Ganz schrecklich, ich kann nicht mehr arbeiten ohne Sekretärin . . .!"

Fräulein, bitte zum Diktat!



„Nehmen Sie ein Diktat auf: An Müller & Co. . . ."



„Hab' dir schon gesagt, daß es mir nicht paßt, daß du immer deine Arbeit mit nach Hause bringst, Alfred."



„Ist es wahr, daß Sie mich durch ein Diktiergerät ersetzen wollen?"



„Warum bringen Sie denn immer noch den blöden Stenoblock mit, Fräulein Müller, wenn ich Sie zum Diktat rufe?"

Fortsetzung von Seite 57

len. Tante Raissas wegen blieb sie doch.

Sie bezog wieder ihr Zimmer wie vor der Abreise nach Sibirien. Ein eigenartiges Gefühl . . .

Mutter war nicht mehr da. Jetzt, da sie verschwunden blieb, war Marina plötzlich so klar wie nie, daß sie sich allein ihretwegen zu Hause zuletzt nicht mehr wohl gefühlt hatte . . . Ihr Schatten lag über allem: drohend, drückend, lastend . . .

Anderthalb Tage nach der Beerdigung fand Marina morgens einen Zettel im Briefkasten. Der Zettel steckte in einem Kuvert.

Auf dem Kuvert stand: „Marina Morosowa, persönlich", in Druckbuchstaben stand es dort.

Aufgeregt öffnete Marina den Umschlag.

SEI BITTE HEUTE VORMITTAG GEGEN ZEHN AM KOMSOMOLZKAJA-PLATZ. LAUF VOM JAROSLAWLER BAHNHOF IN RICHTUNG LENINGRADER BAHNHOF . . .

Es folgte eine genaue Beschreibung einer Straße, deren Namen Marina noch nie gehört hatte.

Sie zeigte Raissa den Brief. „Nie ist das die Schrift von Mutter!" sagte die Alte. „Dahin gehst du mir nicht!"

„Du hast recht. Wahrscheinlich ist es besser, wenn ich zur Ballettschule fahre."

Unterwegs machte Marina doch noch kehrt.

Sie nahm die Metro zum Komsomolzkaja-Platz und schlug den Weg ein, der auf dem Zettel angegeben war.

Bisher war sie noch nie in dieser Gegend gewesen. Vor der monumentalen Kulisse des Hochhauses „Hotel Leningradskaja" drückten sich alte, verfallene Holzhütten, wie sie jahrhundertelang typisch für Moskau gewesen waren. Seit einigen Jahren lösten nun die vielstöckigen Wohnkasernen aus Fertigbauteilen das alte, vertraute Bild ab. Hier hatte die Zukunft aber noch keinen Eingang gefunden.

Zögernd folgte Marina dem beschriebenen Weg.

Sie war sicher, daß der Zettel von der Frau stammte, die ihre leibliche Mutter um ihren Namen und ihr Leben betrogen hatte. Aufklärung wollte sie verlangen, Rechenschaft.

Einen Moment lang zögerte sie. Wäre es nicht besser gewesen, vorher Hauptmann Karamysch zu verständigen?

Schon näherte sie sich dem Haus, das als Treffpunkt beschrieben war.

Niemand . . .

Zwei Pferdekarren hinter ihr . . . Kinder . . . Wäsche, die knatternd im Wind flatterte.

„Hallo?" rief Marina.

Jetzt war ihr plötzlich doch unheimlich zumute, und sie bereute, allein hierher gegangen zu sein.

„Hallo?"

Im nächsten Moment sah sie, daß ihre Vermutung richtig gewesen war.

Jekaterina trat aus der Nische eines der Holzhäuser hervor. Sie trug ein Kopftuch und das alte blaue Kostüm, das sie schon eine Ewigkeit nicht mehr angehabt hatte.

„Marina . . ." Sie hatte Tränen in den Augen. „Ich wußte, daß du mich nicht im Stich lassen würdest. O Kind, o mein Liebes! Was haben sie nur mit uns gemacht?"

Steif, ganz Ablehnung, ließ Marina ihre Umarmung über sich ergehen.

„Denk nicht, daß ich deinetwegen gekommen sei", sagte sie. „Ich bin hier, weil ich wissen möchte, warum du dich und mich, und deinen Mann, und meine Mutter, und meinen Vater — warum du uns alle unglücklich gemacht hast! Einer ist schon tot — dein Mann. Willst du uns andere auch noch auf dein Gewissen laden, oder reicht dir der eine? Los, rede!"

Fortsetzung in der nächsten BUNTEN

Dr. Brand gibt RAT UND ANTWORT

Wenden Sie sich vertrauensvoll an Redaktion BUNTE Jllustrierte (Abt. Dr. Brand), 76 Offenburg/Baden. – Die kostenlose Beratung erfolgt auf Wunsch brieflich, sonst ohne Namen an dieser Stelle. Vergessen Sie, bitte, Absender und Rückporto nicht.

Halbes Leben

Frau Ute (30) schreibt:

Ich bin geschieden, als Serviererin tätig und, wie man sagt, eine hübsche Person. Mein Kummer ist aber nun, daß ich seelisch so entsetzlich allein bin. Nach der Scheidung hatte man mir übel mitgespielt, so daß ich auch ziemlich menschenscheu geworden bin. In meinem jetzigen Beruf arbeite ich 12 bis 14 Stunden täglich. Ich leide sehr unter meiner inneren Einsamkeit. Was soll ich machen, um sie zu durchbrechen?

Dr. Brand antwortet:

Arbeit ist das halbe Leben, aber des Lebens andere Hälfte will ja schließlich auch ausgefüllt sein. Nach dem Scheidungsschock konnten Sie zunächst nichts Besseres tun als arbeiten — „bis zur Bewußtlosigkeit". Das lenkte Sie ab, es verhinderte das Grübeln und gab Ihrem Leben wieder einen gewissen Halt und Sinn.

Das jetzt aufgekommene Gefühl des Alleinseins ist ein Zeichen dafür, daß Sie das Schlimmste überstanden und den Schock überwunden haben. Sie sind zwar noch nicht ganz befreit von dem Druck, aber — das Eis ist gebrochen. Also: Etwas weniger Arbeit, etwas mehr Freizeit, und das Problem löst sich — zumal Sie hübsch sind — von selbst. Als „gebranntes Kind" sollten Sie natürlich doppelt und dreifach vorsichtig sein — vor dem Feuer. Viel Glück!

Und das ärgert sie

Frau Herta (25) schreibt:

Ich bin über fünf Jahre glücklich verheiratet. Wir haben einen Jungen von vier Jahren. Auch haben wir ein schönes Haus und einen schönen Garten. Mein Mann ist sehr lieb und gut zu mir; aber etwas bedrückt mich doch. Nach unserer Hochzeit erfuhr ich nämlich, daß mein Mann (31) schon vorher mit einigen Mädchen gegangen war. Mit einem Mädchen hatte er sogar ein längeres Verhältnis gehabt. Er hatte es auch bei seinen Eltern eingeführt. Obwohl das vor unserer Bekanntschaft war, ärgert es mich sehr.

Ich habe mit meinem Mann öfter darüber gesprochen. Er hat mir liebevoll erklärt, daß das alles abgeschlossen ist. Aber die Sache mit dem Mädchen stört mich trotzdem. Mir fällt es daher schwer, fröhlich zu sein. Ich möchte von Ihnen wissen, ob ein verheirateter Mann noch oft an seine früheren Freundinnen denkt.

Dr. Brand antwortet:

Wenn er von seiner Frau dauernd daran erinnert wird, bestimmt! Du lieber Himmel, es sollte Ihnen doch genügen, daß er Sie und keine von den anderen geheiratet hat. Quengeln Sie nicht soviel, sonst bereut er es nachträglich noch!

Massage am Abend

Herr Adalbert E. (50) schreibt:

Ich habe vor acht Jahren geheiratet. Obwohl ich beruflich oft wochenlang unterwegs bin, ist meine Ehe dadurch keineswegs getrübt. Beide Teile freuen sich immer auf die Heimkehr.

Da meine Frau etwas an Rheuma leidet, empfahl ihr der Arzt einen Masseur. Der Mann kann aber nur in den Abendstunden oder sonntags kommen, da er tagsüber anders beschäftigt ist. Meine Frau vereinbarte mit ihm, daß er sie abends nach 20 Uhr massiert.

Sicher denken Sie jetzt: aha, Eifersucht! Das ist aber nicht der Fall, weil ich nichts dabei finde. Erst ein befreundetes Ehepaar machte mich darauf aufmerksam, daß solche Massagen während meiner Abwesenheit wohl nicht richtig seien. Auch die von mir befragten Frauen meiner Freunde schüttelten darüber den Kopf. Was meinen Sie dazu? Was empfehlen Sie in diesem Fall?

Dr. Brand antwortet:

Eine Masseuse! Allein schon, um den Nachbarn den Mund zu stopfen und zu verhindern, daß man über Sie — grinst! Denken Sie an das Sprichwort: „Man soll keinen Fremden in die Scheune lassen, wenn noch Heu drin ist!" — Im übrigen ehrt es Sie, daß Sie zu Ihrer Frau Vertrauen haben.

Moral mit doppeltem Boden

Frau Ungenannt (ohne Altersangabe) schreibt:

Der jetzt 58jährige Mann meiner Schwester entbehrte angeblich plötzlich eine Tochter, da er nur Söhne hat. Er wandte sich daher an mich mit der Frage, ob er meiner Tochter (27) Geschenke machen dürfe. Auf meine Frage, ob seine Frau — also meine Schwester — davon wisse, gab er eine verneinende Antwort. Gleichzeitig bat er mich dringend, meiner Schwester gegenüber strengstes Stillschweigen zu bewahren. Da ich nichts dabei fand, daß ein Onkel seiner Nichte Geschenke macht, versprach ich ihm das auch. Meine Frage, ob er von meiner Tochter etwas wolle, beantwortete er zunächst mit nein. Dann aber fügte er hinzu, wenn er von ihr etwas wolle, würde er sie auch heiraten.

Die Hofmacherei dauerte fast ein Jahr. Langsam wurde er mir und meiner Tochter aber lästig mit seinen ewigen Besuchen und Telefonaten. Das sagten wir ihm auch. Als er noch lästiger wurde, sah ich keinen Grund mehr, meiner Schwester gegenüber Schweigen zu bewahren. Aber sie nahm die Sache krumm und betrachtete mich als Kupplerin und meine Tochter als Ehestörerin. Ich finde das unerhört. Ein Onkel darf seiner Nichte doch was schenken . . .

Dr. Brand antwortet:

Sie sind wirklich eine Seele von Mensch! Weh tun wollten Sie Ihrer Schwester nicht, aber ihren Mann haben Sie und Ihr cleveres Töchterlein ganz schön gerupft. Daß der Hahn nicht nur krähen wollte, hatten Sie bestimmt gewußt, denn sooo naiv sind Sie ja auch wieder nicht. Mit Verlaub: eine schmuddlige Geschichte!

Sie sollten zumindest einsehen, daß Ihre Schwester erbost sein mußte über Ihre und Ihrer Tochter doppelbödige Moral. Wie Sie das wieder hinbiegen können, weiß ich auch nicht. Sich aber noch aufs hohe Roß setzen zu wollen, ist jedenfalls eine unangebrachte und falsche Methode.

Im neuen Jahr nicht allein

Mein in Heft 37/63 der BUNTEN angekündigter Versuch, vereinsamte Menschen und Menschen mit Kontaktschwierigkeiten zunächst einmal brieflich miteinander in Verbindung zu bringen, hatte nicht nur großen Widerhall gefunden, sondern auch erfreulichen Erfolg gehabt. Selbstverständlich gelang es nicht in allen Fällen, eine Brücke von Mensch zu Mensch zu schlagen, und wenn das jemand bedauert, bin ich es bestimmt selbst.

Auf vielfachen Wunsch wiederhole ich heute noch einmal, um was es bei diesem Kontaktversuch geht und wie man sich auch jetzt noch daran beteiligen kann:

Ein Leser, ein Herr G. U. (49), bat mich seinerzeit, eine Art Briefleitstelle für Menschen einzurichten, die alleinstehen und mit ihren Lebensproblemen nicht mehr allein fertigwerden. Diese Menschen sollten mir die notwendigsten Angaben über ihre Person, Verhältnisse, Neigungen, Hemmungen, Wünsche usw. zuschicken. An Hand der Unterlagen sollte ich dann entscheiden, wen ich mit wem in Kontakt bringen könnte.

Ich erklärte mich mit dem von Herrn G. U. gemachten Vorschlag einverstanden und forderte alle interessierten Leserinnen und Leser auf, sich an das von Herrn U. vorgeschlagene Schema zu halten, wenn ich für sie einen Brükkenschlag versuchen soll.

Wer sich nach dem ersten „Aufruf" in Heft 37/63 der BUNTEN an dem Kontaktexperiment nicht beteiligt hat, kann es auch heute noch tun. Machen Sie mir kurze Angaben über Ihre Person, Ihr Alter, Ihre Verhältnisse und die Art Ihrer Kontaktschwierigkeiten. Schicken Sie keinen eingeschriebenen Brief, geben Sie keine Postlageradresse an, fügen Sie keine Dokumente und Fotos bei und vergessen Sie die Beifügung der Portokosten nicht. Vermerken Sie auf dem Umschlag auch das kleine Wort „Kontakt".

Ich von mir aus werde versuchen, an Hand der gemachten Angaben eine Brücke von Mensch zu Mensch zu schlagen, wobei ich natürlich keinerlei Verantwortung und auch keine Garantie für das Gelingen des Experiments übernehmen kann. Wer bis zum Jahresende keine Zuschriften erhalten hat, muß sich ohne besondere Benachrichtigung leider damit abfinden, daß meine (selbstverständlich kostenlose) Bemühung für ihn erfolglos verlaufen ist. Diejenigen, die sich schon früher an dem Kontaktexperiment beteiligt und keine Zuschriften erhalten haben, sind bei Eingang weiterer Zuschriften vielleicht diesmal dabei. Jedenfalls — mit ein bißchen Glück sind auch Sie im neuen Jahr nicht mehr so ganz allein.

Rastlos im Alter

Frau Rosa (ohne Altersangabe) schreibt:

Die jetzt 68jährige verwitwete Mutter meiner Freundin überfällt uns und sämtliche Verwandte und Bekannte mit Handarbeiten, die sie — verschenkt. Es sind gewiß hübsche Dinge dabei, aber wir wissen nicht mehr wohin damit. Die im Haushalt ihrer Tochter lebende alte Dame häkelt und strickt buchstäblich Tag und

Nacht. Wie kann meine gänzlich verzweifelte Freundin ihrer Mutter das Sinnlose dieses Tuns begreiflich machen, ohne sie vor den Kopf zu stoßen?

Dr. Brand antwortet:

Die hektische und oft sinnlos scheinende Betriebsamkeit alter Leute ist meist Ausdruck einer unterschwelligen Angst vor dem — Überflüssiggewordensein. Man versucht sich auf alle mögliche und unmögliche Weise nützlich zu machen — und schießt dabei oft über das Ziel hinaus. Das trifft auch auf die Tag und Nacht strickende und ihre Handarbeiten verschenkende alte Dame zu. Ihren Versuch, sich noch nützlich zu machen, kann und darf man nicht einfach abstoppen, wenn man sie nicht ganz dem Gefühl des Unnützgewordenseins überlassen will. Sagen Sie Ihrer Freundin, sie möge der Mutter irgendeine bestimmte Aufgabe im Haushalt zuweisen. Das gibt ihrem Leben Sinn und Auftrieb — und beschränkt ihre Strickerei auf ein vernünftiges Maß.

Frechdachs und Angsthase

Ein Vater schreibt:

Wesensmäßig sind unsere Kinder, Hilde (11) und Heinz (13) die größten Gegensätze. Hilde ist ein Frechdachs, aggressiv, impulsiv und ein wahrer Ausbund an Unbesonnenheit. Daß man von einem Kind in diesem Alter noch nicht viel Selbstbeherrschung verlangen kann, weiß ich natürlich auch. Andererseits darf man einer solchen Unbeherrschtheit nicht amüsiert und widerspruchslos zusehen.

Heinz ist dagegen ein ausgesprochener Angstbruder. Er ist das, was man einen Zauderer und Zuspätkommer nennt. Bis Heinz mal einen Entschluß gefaßt hat, dauert es eine Ewigkeit. Wenn der so weitermacht, entwickelt er sich garantiert zum Versager. Es ist auch immer etwas Gedrücktes an ihm, das mir gar nicht gefällt.

Meine Frau und ich stehen vor einer schwierigen Erziehungsaufgabe, da Hilde und Heinz auf Grund ihrer verschiedenartigen Anlagen verschieden zu erziehen sind. Könnten Sie uns ein paar Erziehungshinweise geben?

Dr. Brand antwortet:

Nüchtern-wissenschaftlich ausgedrückt, handelt es sich hier um einen Typengegensatz im Tempo der Willenserregungen, der eng mit der persönlichen Eigenart des Entschlusses zusammenhängt.

Bei Ihrer schnell und „unüberlegt" handelnden Hilde ist die Anlaufzeit zur Willenserregung kürzer als bei Ihrem in der Willensentfaltung nachhinkenden Heinz. Wenn hier nicht frühzeitig genug eine Steuerung eingebaut wird, besteht für die heranwachsende und herangewachsene Hilde die Gefahr, durch eine impulsive und unüberlegte Handlungsweise immer wieder in unangenehmste Situationen hineinzustolpern, und zwar zum Zug, nie aber auch zum Ziel zu kommen. Heinz hingegen käme auf Grund seines endlosen Zögerns und Zauderns nicht einmal zum Zug und würde auch als Erwachsener ein ewig gehemmter Zuspätkommer sein.

Also — rotes Stopplicht für Hilde, Grünlicht für Heinz! Das Mädchen

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 61

müßte vorsichtig gebremst, der Junge ein bißchen angekurbelt werden. Das eine wie das andere darf nicht mit Ruckzuck und Gewalt geschehen. Für den Normalfall genügt bei dem Hilde-Typ ein freundschaftliches und geduldiges Aufmerksammachen auf das Unsinnige jeder unbeherrschten Handlungsweise. Man gehe mit dem Kind die Situation, in der es sich unbesonnen benommen hat, noch einmal in aller Ruhe durch und zeige ihm, wie und warum es in der betreffenden Situation verkehrt gehandelt hat. So erzieht man es langsam zum Vor-Denken und Denken überhaupt. Es lernt auf diese Weise die Beherrschung seiner Impulse und erkennt immer mehr, wie wichtig die Kunst der Selbstbeherrschung ist.

Das Bremsen ist leichter als das bei dem Heinz-Typ erforderliche Ankurbeln, da es hier u. a. um das Erkennen und Beseitigen unterschichtiger Hemmblöcke geht. Hier kommt man in den meisten Fällen nicht ohne einen testenden und sich langsam in die Psyche des Kindes vortastenden Jugendpsychologen aus. Den einzuschalten würde ich auch bei Ihrem Jungen empfehlen. Als vorläufige Faustregel gilt für Sie: Nicht unmutig mit der Faust auf den Tisch schlagen; nicht den Jungen antreiben, sondern ihn ermutigen und aufmuntern! Und sagen Sie ihm nie, daß er, wenn er so weitermache, eine „Niete" sei und bleibe. Damit lösen Sie unter Umständen ganz gefährliche Reaktionen aus. Wie gesagt, mit Heinz suchen Sie am besten einmal einen Jugendpsychologen auf.

Keine Zeit für Liebe

Frau Ulla (24) schreibt:

Vor zwei Jahren haben wir geheiratet. Mein Mann ist 28 Jahre alt. Wir brauchen noch sehr viel und sind daher beide berufstätig.

An Kinder ist vorerst nicht zu denken, weil die ein zu großes Handikap wären. Ich gehe außerberuflich noch verschiedenen Nebenbeschäftigungen nach, wie auch mein Mann auf mein Drängen hin noch eine außerberufliche Nebenbeschäftigung übernommen hat.

Daß da für Zärtlichkeiten keine Zeit bleibt, ist klar. Mein Mann hat leider kein Verständnis dafür und beklagt sich über meine angebliche Lieblosigkeit. Dabei habe auch ich meinen Mann aus Liebe geheiratet. Man muß sich nach meiner Meinung aber beherrschen können, wenn man es im Leben zu etwas bringen will. Lieben können wir uns noch ein ganzes Leben lang. Das ist meine Meinung!

Dr. Brand antwortet:

Der folgende Brief einer Leserin wird Sie bestimmt interessieren. Es heißt darin:

„Ich bin 20 Jahre verheiratet. Es war eine Liebesheirat. Es waren anfangs wirtschaftlich schwere Zeiten für uns. Ich arbeitete Tag und Nacht mit. Zärtlichkeiten gab es nicht. Für die Liebe hatten wir keine Zeit.

Heute sind die Schwierigkeiten längst behoben. Wir haben keine geldlichen Sorgen. Jetzt könnten wir glücklich sein und alles Versäumte nachholen. Aber mein Mann ist mir gegenüber völlig gleichgültig geworden. Er sieht andere Frauen an, und mein Herz tut mir weh. Ich habe mit ihm darüber gesprochen, aber er hat nur ein Schulterzucken dafür. Ich möchte von ihm geliebt werden ..."

Hier haben Sie es! Gefühle kann man nicht „auf Eis legen". Gefühle sind keine — Gefrierkost, die man nach Belieben und Bedarf auftauen und aufwärmen kann. Auch hier hatte man für Liebe und Zärtlichkeit — keine Zeit. Das Resultat — sehen Sie ja.

DR. MED. FABIAN

Schönheit unter falschem Verdacht

Vor nicht allzulanger Zeit ging die Meldung durch die Presse, daß es gefährlich sei, Haarsprays zum Fixieren von Frisuren anzuwenden. Amerikanische Wissenschaftler glaubten festgestellt zu haben, daß bei Frauen, die solche Haarsprays gebraucht haben, Lungenveränderungen aufgetreten seien.

Diese Lungenveränderungen glichen fast aufs Haar genau einem anderen Krankheitsbild, das die Medizin unter dem Namen „Boeksche Erkrankung" schon seit langem kennt. 1958, als zum erstenmal über die vermeintliche Auswirkung von Haarsprays berichtet wurde, erstreckten sich die Beobachtungen auf ganze zwei Fälle. Später erhöhte sich ihre Zahl auf dreizehn.

Aber schon jetzt machten die Untersucher die ersten Rückzieher. Sie sagten: Nicht alle Frauen, die laufend Haarsprays anwenden, erkranken, sondern nur solche, die besonders anfällig seien.

Die Spraykrankheit, wie die Amerikaner sie beschrieben, äußerte sich in Müdigkeit und bronchitischen Erscheinungen. Wurden die Kranken durchleuchtet, so fanden sich auf dem Röntgenbild auffällige Vergrößerungen der Lymphknoten an der Lungenwurzel sowie Schattenbildungen über beiden Lungen. Es waren im wesentlichen die Erscheinungen, die auch bei der Boekschen Krankheit auftraten.

Haarsprays enthalten ein gelöstes Fixierungsmittel, welches das Haar mit einer dünnen Lackschicht überzieht und ihm Festigkeit verleiht.

Als Treibgas dient entweder das nichtbrennbare Frigen oder ein anderes, zwar brennbares, aber ungiftiges Gas. Öffnet man ein Ventil, so sprüht das komprimierte Gas das flüssige Fixiermittel in feinen Tropfen in die Luft.

Nun gelangt das flüssige Harz nicht nur auf die Haare. Je nach Geschicklichkeit und Sorgfalt des Benutzers verteilt sich ein mehr oder minder großer Teil auch in der Luft und umgibt den Kopf wie eine Wolke, so daß eine gewisse Menge davon eingeatmet wird.

Die amerikanischen Wissenschaftler sagten sich: Das Gas wird zwar wieder ausgeatmet. Aber die feinen Tropfen des Fixiermittels schlagen sich in den Atemwegen nieder und werden hier gespeichert. Die Amerikaner stellten also die durch nichts bewiesene Theorie auf, daß die Lungen das Harz „horten". Da „Hort" auf griechisch „Thesauros" heißt, reihten sie ihre Fälle unter die sogenannten Speicherkrankheiten – Thesaurosen – ein, von denen die Medizin eine ganze Menge kennt.

Auf den ersten Blick erschien diese Erklärung einleuchtend. Sie wurde deshalb auch von der medizinischen Literatur aufgegriffen und zunächst einmal ohne Nachprüfung weiterverbreitet.

Aber dann meldeten sich die Skeptiker zu Wort. Sie sagten sich, daß die Anzahl der Frauen, die laufend solche Haarsprays benutzen, doch sehr groß sei. Die Anzahl der angeblich dadurch verursachten Erkrankungen ist aber so klein, daß sie in keinem Verhältnis dazu stehe. Wenn die Theorie der Amerikaner stimmte, dann müßten bei anderen Menschen, die beruflich viel mit solchen Sprays zu tun haben, auch solche Veränderungen auftreten.

Hamburger Wissenschaftler untersuchten deshalb 275 Männer und Frauen, die mindestens fünf Jahre in einem Damensalon gearbeitet haben. Sie wurden mit Röntgenstrahlen durchleuchtet. In keinem Fall wurden Anzeichen für eine Speicherkrankheit festgestellt. Zwar fanden sich bei einigen von ihnen andere Lungenkrankheiten, darunter alte Tuberkulosen und auch alte Boeksche Erkrankungen. Sie hatten aber schon lange Zeit vor der Einführung der Haarsprays bestanden.

Um ganz sicher zu gehen, machten andere Untersucher Tierversuche. Sie brachten die Versuchstiere in eine Umgebung, in der große Mengen Haarsprays versprüht wurden, so daß sie dauernd das fein verteilte Harz einatmen mußten. Anderen Tieren sprühte man die Sprays direkt in die Luftröhre ein. In keinem Fall bildeten sich in der Lunge Veränderungen aus, die mit den Haarsprays in Verbindung gebracht werden konnten.

Wenn man bedenkt, daß die beim Tierversuch verwendeten extrem großen Mengen keinen Schaden hervorriefen, dann dürfte klar sein, daß die kleinen Mengen, die zum Anlegen eines „flüssigen Haarnetzes" benötigt werden auf keinen Fall schädlich sind. Die Amerikaner hatten sich geirrt: Nicht weil die Frauen Haarsprays benutzten, erkrankten sie. Sie hatten die Erkrankung bereits in sich und verwandten dann zufällig einen Haarspray.

Wo bleiben aber die Kunstharztröpfchen, die eingeatmet werden?

Die Lunge reinigt sich selbst. Könnte sie das nicht, würden unsere Atemwege in kürzester Zeit – besonders wenn wir in einem Industriegebiet leben – verstopft sein. Denn wir atmen dauernd Ruß-, Kohle- und Staubteilchen ein, die in der Luft schweben.

Die Bronchien besitzen im Innern feinste Flimmerhärchen, die sich dauernd bewegen. Sie flimmern alle eingeatmeten Fremdkörperpartikelchen über die Luftröhre nach außen.

Freilich werden nicht alle eingeatmeten Stoffe auf diese Weise ausgeschieden. Ein Teil von ihnen wird auch gespeichert, „thesauriert". Deshalb sehen die Lungen von Stadtbewohnern im Gegensatz zu den rosigen Lungen der Landbevölkerung immer schwärzlich aus. Der im Übermaß eingeatmete Kohlenstaub wird im Lungen- und Drüsengewebe gelagert. Aber er schadet der Gesundheit nicht. Die Schwarzverfärbung der Lungen ist höchstens ein innerer Schönheitsfehler.

Anders dagegen ist es beim Steinstaub, wie ihn Arbeiter in Steinbergwerken einatmen. Auch er setzt sich im Lungengewebe und in den Lungendrüsen ab. Im Stein aber ist Kieselsäure enthalten. Sie verändert im Laufe der Jahre das Lungengewebe. Die Atemfläche wird geringer. Es entsteht eine Silikose. Ähnliche Speicherkrankheiten werden auch bei Asbest- und Tabakarbeitern beobachtet.

Es lag daher nahe, daß die amerikanischen Forscher zunächst beim Haarspray eine solche Speicherkrankheit befürchteten. Die neuen Untersuchungen aber haben bewiesen: Die Sprays sind ungefährlich.



TATORT INNSBRUCK

Von Robert Ruck

Ein Kriminalroman um Liebe, Mord und falsches Geld vor der Kulisse der Olympischen Winterspiele

Ich heiße Albert Rost, mein Beruf: Sportreporter. Für meine deutsche Zeitung sollte ich aus Innsbruck über die Winterolympiade berichten. Aber ehe ich noch dazu kam, wurde ich in die Verfolgung einer Bande von Falschmünzern verwickelt. Anfangs glaubte sogar die Polizei, ich sei selbst ein Mitglied des Gaunerquartetts; erst nachdem ich etliche Wunden vorzeigen konnte, gewann ich ihre uneingeschränkte Unterstützung. Der Kampf war ein wenig ungleich. Weil ich alles besser wissen wollte als die Beamten und weil ich natürlich auch an eine alleinige Aufklärung durch meine Person interessiert war, stand ich solo zwei Schlägern, Max und Karl, gegenüber, ihrem Antreiber, der sich Baron von Leichstein nannte, und seiner Geschäftsfreundin Johanna Klein. Zwei Tote hatte es bereits gegeben: Anita Höfer und Fred Stubber. Beide gehörten offenbar ebenfalls zu der Bande und waren wahrscheinlich von den Komplicen umgelegt worden. Und mir persönlich hatten mehrmals schon Revolverkugeln gegolten, aber bisher habe ich Glück gehabt. Auch gestern abend wieder, als ich mich mit Inspektor Köhler aus dem durch eine Dynamitladung auseinanderfliegenden Auto retten konnte. Moni Bichler, bezaubernd hübsche Inhaberin der „Modetruhe" und meine neueste „Olympiaflamme", war nicht schlecht beunruhigt, als ich ihr hinterher sagte, daß ich täglich mit dem Schlimmsten rechnen müsse. Dabei hatte sie ohnehin mit sich zu tun: die Aufregung um ihre Entführung durch die Gauner, die Befreiung — das alles war zuviel für sie. Ich versprach ihr, sie zum Skispringen nach Seefeld zu begleiten. Wir wollten einfach abschalten. Da entdeckte ich plötzlich zwei von der Bande — und Moni wird wild, als ich den Sport vergesse. Sie rennt einfach fort. Will sie unbedingt, daß ich im Kampf mit den Falschmünzern Zweiter bleibe? Warum?

*

Warum lief sie mir davon? Weil sie mich liebte und mich keiner Gefahr mehr aussetzen wollte?

Ich mißtraute plötzlich der Frau, die ich liebte, weil mir ihre jetzige Reaktion unverständlich war. Oder mißtraute ich ihr nur deshalb, weil die Ereignisse der letzten Tage mich nervös gemacht hatten?

Ich sah mich flüchtig nach Johanna Klein und ihrem Baron um. Sie standen immer noch am selben Platz. Und erst jetzt fiel mir auf, daß noch ein Dritter bei ihnen stand. Ein Mann, der mir den Rücken zukehrte.

War es der, dessen Stimme ich am Telefon gehört hatte? Der Kopf der Münzverbrecherbande? Der Mörder Anni Hofers und Fred Stubbers? Oder der Auftraggeber des Mörders?

Er war es — aber das sollte ich erst viel später erfahren!

Denn jetzt tat ich das Dümmste, was ich tun konnte: Ich strapazierte mein Gipsbein bis zum Äußersten, um Moni Bichler einzuholen, die hastig den Hang hinauflief.

Der Abstand zwischen ihr und mir vergrößerte sich, ich hatte Mühe, ihre weiße Pelzkappe und den roten Pullover nicht aus den Augen zu verlieren.

Ich schlängelte mich durch die Zuschauermassen nach links und schnitt Moni Bichler den Weg ab.

Sie kam keuchend angelaufen, mir

Bitte umblättern

Der erste Schuß peitschte durch die Nacht, klatschte gegen den Grabstein. Ich rührte mich nicht. Ich nahm nur meinen Revolver fester in die Hand. Dann hörte ich ein Scharren von links.

TATORT INNSBRUCK

Fortsetzung von Seite 65

direkt in die Arme. Wir sahen uns stumm an.

Dann sagte sie: „Du hattest mir versprochen, heute mir zu gehören, die Wettkämpfe anzusehen und dich nur um mich zu kümmern. Ich habe mein Geschäft im Stich gelassen, um mit dir diesen Tag zu genießen. Bitte, laß mich jetzt gehen, ich will nach Hause."

Ich versuchte, ruhig zu bleiben. „Zwei Morde, mein Kind. Anni Hofer und Fred Stubber. Beide erdrosselt. Drei gefährliche Anschläge auf mich. Einmal an der Bobbahn, einmal am Berg Isel und heute nacht in Köhlers Wagen, der in die Luft flog. Und dich hatte man entführt. Einige von diesen Mördern, Münzverbrechern und Kidnappern amüsieren sich hundert Meter von hier am Rande der Sprungschanze — und du hinderst mich daran, sie hinter Schloß und Riegel zu bringen."

Ich packte ihren Oberarm. „Und jetzt möchte ich den wahren Grund wissen, warum du das tust!"

Sie sagte: „Du kannst ja deinen Kopf meinetwegen riskieren. Doch meiner ist mir zu schade. Laß mich bitte aus dem Spiel."

Ich hielt sie fest. „Was war an jenem Abend, als ich in deinem Geschäft war und dich auf das Falschgeld aufmerksam machte, Moni?"

Sie sah mich verblüfft an. „Wie?"

„Ich bat dich, deine Kasse zu überprüfen. Bevor du es tatest, ging ich auf die Straße und schlenderte eine Viertelstunde durch die Gassen. Was ist in dieser Viertelstunde passiert?"

Ihr Busen hob und senkte sich, sie erahnte meine Gedanken.

„In dieser Viertelstunde hat jemand den Halunken Karl verständigt, Moni, der mir dann in meinem Wagen auflauerte und mich zwang, zur Bobbahn zu fahren. Wer hat Karl verständigt?"

Das Entsetzen auf ihrem Gesicht machte mich unsicher.

„Du bist vorhin, als ich Johanna Klein und den Baron entdeckte, weggelaufen. Das hat mich mißtrauisch gemacht. Jemand muß an jenem Abend Karl verständigt haben, denn die Bande hatte bis dahin keinen Grund, sich um mich zu kümmern. Du warst die erste, die von mir erfuhr, daß ich mich um die Herkunft der Falsifikate interessierte."

Ihre Augen waren weit aufgerissen. Sie schluckte: „Bist du von Sinnen!"

„Du hättest vorhin nicht weglaufen sollen. Damit hast du einen schrecklichen Verdacht erregt. Vielleicht war auch deine Entführung ein abgekartetes Spiel, eine Falle, in die ich mich begeben sollte."

Entweder spielte sie ausgezeichnet, oder aber ich hatte sie jetzt beleidigt. Ihre Lippen begannen zu beben, und Zorn erfüllte ihre Augen. „Daß ich eine wahnsinnige Angst um dich habe — daran hast du noch nie gedacht, wie? Und daß ich es war, die dich auf Johanna Klein aufmerksam machte, hast du wohl auch vergessen!"

Sie gab mir einen Stoß, daß ich Mühe hatte, mich zu fangen. Dann war sie an mir vorbei und rannte den Hang hinunter.

Ich humpelte zurück zum Sprungschanzengelände.

Aber die Springer interessierten mich nicht mehr, auch nicht die soeben erfolgte Bauchlandung eines japanischen Teilnehmers — ich hielt verbissen nach Johanna Klein, dem Baron von Leichstein und dem dritten Mann Ausschau. Vergebens.

Jemand fragte mich, ob es stimme, daß Sjoukje Dijkstra seit heute vormittag in der Pflicht weit vorn liege. Ich bejahte es, obwohl ich nicht die geringste Ahnung hatte.

Dann machte ich mich auf, um mit einem Taxibus nach Innsbruck zurückzufahren.

Ich ging ins Hotel „Gletscher", erfuhr, daß Moni noch nicht dagewesen sei, und rief sie in ihrem Geschäft an. Als sie meine Stimme vernahm, legte sie auf.

Die Hotelinhaberin bemutterte mich und gab mir auf meine Bitte hin eine große Schneiderschere. Damit ging ich dem Gips zu Leibe. Ich hatte es satt, mit diesem Ding herumzulaufen, hoffte, daß es jetzt auch ohne Gipsbein gehen würde.

Der Fuß war noch geschwollen. Als ich auftrat, machte ich ein schmerzverzerrtes Gesicht. Nach einigen Gehversuchen ging es besser, obwohl an ein festes Auftreten noch nicht zu denken war.

Ich trank dann einen Kognak, als Inspektor Köhler anrief: „Können Sie in die Andreas-Hofer-Straße kommen, Ecke Müllerstraße?"

„Was gibt es denn?"

„Ich beobachte einen Mann. Ihrer Personenbeschreibung nach könnte es sich um Karl handeln. Er hat im Juweliergeschäft Lindner eine goldene Armbanduhr gekauft und natürlich mit Blüten bezahlt."

„Nehmen Sie ihn fest?" fragte ich.

„Nein. Ich will wissen, wohin er geht. Zur Zeit trinkt er im Café »Berauer« eine Schokolade. Ich möchte, daß Sie ihn identifizieren."

„Gut. Ich komme sofort."

Ich veranlaßte, daß mein Gepäck aus dem Hotel „Rosengarten" hierher gebracht wurde, und setzte mich in meinen VW.

*

Köhler stand vor dem Café »Berauer«. Er kaute auf seiner obligatorisch kalten Zigarre.

„Sind Sie sicher, daß es sich um Karl handelt?"

„Das will ich von Ihnen wissen. Er sitzt am drittletzten Tisch in der rechten Ecke. Sie brauchen nur die Tür einen Spalt zu öffnen."

Ich überzeugte mich. Es war Karl.

Er nahm die Zigarre aus dem Mund. „Ich schlage vor, daß Sie sich auf die andere Straßenseite stellen. Er kennt Sie zu gut und darf Sie unter keinen Umständen sehen. Ich bleibe auf dieser Seite. Haben Sie eine Waffe bei sich?"

„Nein", log ich, „ich darf doch keine tragen."

Er grinste.

„Also keine Aktion?" fragte ich.

„Nichts dergleichen. Wir folgen ihm in seinen Schlupfwinkel."

„Aber wenn er in ein Auto steigt und abhaut?"

Köhler winkte ab. „Sobald wir beide uns in Bewegung setzen, wird uns ein Wagen der Kriminalpolizei folgen. Aber seien Sie vorsichtig, Karlchen könnte bewaffnet sein."

„Er könnte nicht nur, er ist es", erwiderte ich.

Karl kam nach einer Viertelstunde aus dem Café. Er war sich so sicher, daß er sich nicht einmal umsah.

Es war jetzt 20 Uhr, und die Maria-Theresien-Straße war noch mehr bevölkert als die Andreas-Hofer-Straße. Ich hatte Mühe, Köhler und Karl nicht aus den Augen zu verlieren.

Mein Herz begann heftige Sprünge zu machen, als Karl einen Moment vor Moni Bichlers „Modetruhe" stehenblieb, dann aber weiterschlenderte.

An der Spitalkirche hielt er plötzlich ein Taxi an und stieg ein. Im gleichen Augenblick schoß das Polizeifahrzeug vor. Köhler gab mir einen Wink, wir beide warfen uns in den Fond.

„Ich glaube", sagte Köhler kampfbetont, „wir kommen der ganzen Bande allmählich auf die Spur."

„Warten wir erst ab, wohin er sich fahren läßt. Hat der Juwelier, bei dem

er die Armbanduhr kaufte, Sie benachrichtigt?"

„Nein. Wir haben ein Dutzend Beamte in die bekanntesten Juweliergeschäfte geschickt. Einem von ihnen lief er ins Garn."

Das Taxi steuerte auf das Olympiaeisstadion zu.

Köhler grinste. „Sieh mal an. Er will sich doch wohl nicht das Eishockeyspiel Rußland gegen die Tschechei ansehen!"

Karl lief zum Haupteingang des Eisstadions und verschwand.

Wir stiegen aus. Köhler zeigte seinen Polizeiausweis, nahm meinen Arm, und wir passierten die Sperre. „Bleiben Sie auf der Hut", raunte er mir zu.

Ich nickte. Aber alle meine Bemühungen halfen gar nichts. Meine Unvorsichtigkeit wuchs mit meiner Neugierde für das Spiel und mit der hektischen Begeisterung der Zuschauer. Die Russen boten auf dem Eis das Beste, was zur Zeit in diesem Sport von Amateuren gezeigt wird.

Nach dem dritten Tor besann ich mich wieder meiner Aufgabe.

Ich entdeckte Karl in der fünften Reihe des Westblocks — aber er hatte mich ebenfalls bemerkt.

Auf diese Weise verpaßte ich das vierte Tor, das die Russen erzielten. Karl aber auch. Ich merkte ihm an, daß er nervös wurde.

Ich gab Inspektor Köhler, der immer noch in der Nähe des Ein- und Ausgangs stand, einen Wink.

„Wir haben uns gegenseitig entdeckt", sagte ich fast entschuldigend.

„Okay. Schnappen wir uns ihn. Denn jetzt wird er seinen Schlupfwinkel doch nicht mehr aufsuchen. Wo ist er?"

„Dort oben. Er versucht sich zu verdrücken."

„Vorwärts!"

Es war offensichtlich, daß der Halunke jetzt versuchte, den Ausgang an der Nordseite zu erreichen. Während Köhler sich von hinten an ihn heranmachte, lief ich an der Balustrade entlang zur Nordseite, um Karl den Weg abzuschneiden.

Das Eisstadion glich einem Hexenkessel, als die Tschechen immer wieder versuchten, das Anschlußtor zu erzielen. Unsere Jagd auf einen Verbrecher wurde überhaupt nicht wahrgenommen, sie vollzog sich am Rande eines großen Spiels.

Und endete vor dem Nordausgang. Hier standen wir uns plötzlich auf Reichweite gegenüber. Ich nahm an, daß er es nicht riskieren würde, seine Waffe zu ziehen, denn vor dem Ausgang standen einige Polizisten in Uniform, die nicht zu übersehen waren.

Ich täuschte mich.

Unsichtbar für jeden, der nicht unmittelbar vor ihm stand, stieß Karl seinen Revolver plötzlich von innen gegen die Jackentasche. Sein Gesicht war angespannte Wut. „Weg da!"

Er hatte das zweite Wort noch nicht ganz ausgesprochen, als Köhler wie ein Ungetüm hinter ihm auftauchte und den Arm hob. Die klobige, eiserne Faust des Kriminalbeamten traf seitlich seinen Hals — für einen Augenblick wurde der Revolver sichtbar.

Ich machte einen Satz und schlug Karl die Waffe aus der Hand.

Dann sagte Köhler trocken: „Guten Abend, Freundchen!"

*

Zehn Uhr abends. Ich rauchte im Korridor der Polizeidirektion Ketten. Endlich ging die Tür auf.

„Kommen Sie, Rost", sagte Köhler. Ich folgte ihm ins Büro.

„Hat Karl ausgepackt?"

„Nein. Deshalb müssen wir uns besprechen. Aber es wird ein dienstli-

Bitte umblättern

TATORT INNSBRUCK

Fortsetzung von Seite 67

ches Gespräch. Sie sind nichts als ein Zeuge, der dem Burschen gegenübergestellt wird. Ich darf Sie als Polizeibeamter nicht beeinflussen, außerdem ist es meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß . . ."

„Sie sind also mit ihm während der ganzen Zeit nicht fertiggeworden", stellte ich fest.

Er stand auf und schlug die rechte Faust in die linke Hand. „Der Kerl tut so, als habe er die Sprache verloren."

„Wenn Sie mit einem Burschen wie Karl zimperlich umgehen, sind Sie im Nachteil."

„Gut. Kommen wir zur Sache."

„Des Vertriebs von Falsifikaten ist er bereits überführt", sagte Köhler, dabei das Ende seiner Zigarre abbeißend. Er spuckte den Tabak zur Seite und zündete die Zigarre an. „Aber ihn nach seinen Komplicen zu fragen, ist völlig sinnlos. Wir müssen herausbekommen, was er mit den anderen Delikten — Mord, Entführung, Freiheitsberaubung und dem Sprengstoffattentat — zu tun hat."

Ich sagte: „Der Überfall auf mich und die damit verbundene Freiheitsberaubung liegen klar auf der Hand. Hinzu kommen die Körperverletzung und der Mordversuch. Als auf mich an der Berg-Isel-Schanze geschossen wurde, war er auch dabei."

„Das bestreitet er aber."

„Ha! Das wollen wir doch mal sehen!"

Köhler wies auf mein Bein. „Wieder in Ordnung?"

„Nicht ganz, aber es geht. Wie steht es mit den Fingerabdrücken in Moni Bichlers Laden, in meinem Auto, in dem Haus in Amras und in dem Haus in Mühlau? Wie im Hotel »Rosengarten«, wo Anni Hofer ermordet wurde?"

„Keine Fingerabdrücke von Karl Funk. So heißt er übrigens mit vollem Namen. Überhaupt steht es mit den Fingerabdrücken schlecht."

„Verdammt", sagte ich. „Was sollen wir machen?"

„Eben darüber wollen wir uns jetzt unterhalten. Denn selbst an dem Korb Blüten, die in ganz Innsbruck inzwischen aufgetaucht sind, fehlen die Spuren, die uns weiterhelfen könnten. Es ist eine mühevolle Arbeit, weil ja tatsächlich an jeder einzelnen Banknote Fingerabdrücke zu finden sind. Die aber stammen meistens von Schalterbeamten, von Geschäftsinhabern und eben jenen, denen sie angedreht wurden. Können Sie sich die Arbeit der Daktyloskopen ausmalen, die ihnen hier aufgehalst wird?"

„Weiß Gott! Das kann ich!"

„Wir haben Karl gerade fotografiert, und zur Zeit werden ein paar Dutzend Abzüge von seiner häßlichen Visage gemacht. Damit marschieren unsere Leute von Hotel zu Hotel, von Pension zu Pension, von einer privaten Zimmervermieterin zur anderen. Irgendwo muß er ja gewohnt haben. Und dort, wo er gewohnt hat, wird man sicher wissen, mit wem er verkehrte. Und so weiter und so fort. Aber ehrlich — das alles dauert mir zu lange. Ich will jetzt sofort von dem Kerl etwas erfahren, denn die Kolle-

gen von der Mordkommission sind bereits scharf auf ihn."

„Holen Sie ihn herein, vielleicht ergibt sich manches von selbst."

Er drückte auf die Taste und gab seine Anweisung durch den Sprechapparat.

Nebenan polterten Schritte über den Fußboden, dann stand Karl in der Tür. Seine Blicke sprangen von Köhler zu mir und wieder zu Köhler zurück. Ich sah, wie seine Schultermuskeln unter der Lodenjacke zuckten.

Köhler betrachtete Karl wie einen Hundekadaver, der ans Ufer geschwemmt wurde. Dann warf er einen flinken Blick zu mir herüber. „Kennen Sie den Mann, Rost?"

„Wie geht's dir, Lumpenhund?" fragte ich.

„Kennen Sie diesen Mann?" richtete Köhler die gleiche Frage an Karl.

Karl blieb stumm. Seine Geieraugen überflogen die Szene. Er stand noch immer in der Nähe der Tür — und ich wünschte insgeheim, daß die Tür jetzt auffliegen und gegen seinen Rücken schlagen würde. Dann müßte er nach vorn stolpern und in meine Faust fliegen. Ich war in Stimmung.

Köhler versuchte es mit alter Taktik. Er bot Karl eine Zigarette an, die dieser auch prompt in den Mund steckte und sich anzünden ließ.

„Schnaps?"

„Einen dreifachen, wenn ich bitten darf", sagte Karl. Er bekam ihn.

„Und jetzt reden wir mal vernünftig miteinander", begann Köhler. „Setzen Sie sich dort auf den Stuhl und tun Sie, als seien Sie unter Freunden . . ."

„. . . sagte der alte Fuchs zu den Gänsen, Inspektor." Karl grinste. „Und er fraß sie."

„Wir wollen Sie nicht fressen, Funk."

Sein Grinsen wuchs. „Sie würden sich an mir auch die Zähne ausbeißen."

Er wies auf mich.

„Gehört dieser Pimpf auch zu Ihrer Mannschaft?"

Ich kam zu der Überzeugung, daß es Unsinn war, ihn anzuspringen. Deshalb bluffte ich zu Köhler: „Was halten Sie davon, wenn wir Johanna Klein hereinholen? Ich habe den Eindruck, daß unser Karlchen sich so allein fühlt."

Das wirkte. Karls Augen begannen zu flackern. Aber er faßte sich wieder.

„Die Trümpfe sind in unserer Hand", warnte Köhler mit knarrender Stimme. „Darauf können Sie sich verlassen."

Karl strich sorgfältig die Asche von seiner Zigarette ab und ließ sie fallen.

Ein kleines, listiges Lächeln erschien auf seinem verwitterten Gesicht. „Ich streite nicht ab, daß ich mir eine Armbanduhr kaufen wollte und sie mit Blüten bezahlte."

„Sie hatten außerdem noch für fünftausend Mark Falsifikate in der Tasche!"

„Hören Sie zu, Inspektor, ich will Ihnen ja beichten, daß ich gewissermaßen eine Fundunterschlagung begangen habe. Das war gestern abend, als ich einen Streifzug durch Innsbrucks Gemeinde machen wollte. Da lag vor irgendeiner Kneipe ein kleines Paket im Rinnstein. Ich hob es auf und fand das Geld. Ich dachte mir natürlich, es sei echt, und freute mich."

Ich wollte etwas sagen, aber Köhler verstopfte mir mit einer heftigen Handbewegung den Mund. „Wie lange sind Sie in Innsbruck?"

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 69

TATORT INNSBRUCK

„Seit gestern", sagte Karl.

„Und wo wohnen Sie?"

„In Augsburg, das steht ja in meinem Paß, den Sie haben."

„Wo haben Sie heute nacht in Innsbruck gewohnt?"

„Aber ich sagte Ihnen doch, daß ich einen Streifzug durch das olympische Nachtleben gemacht habe. Ich war noch nicht im Bett." Grinsend fügte er hinzu: „Aber nun sind Sie ja so freundlich und geben mir eins."

Köhler sagte gepreßt: „Fahren Sie fort, Rost!"

Ich näherte mich Karl, der nonchalant die Beine übereinandergeschlagen hatte. „Ich werde dir zeigen, Lügenbold, wie die Lage ist. Als Anni Hofer ermordet wurde und ich anderntags zu Moni Bichler in den Laden ging, weil ich mich für die Herkunft der Blüten interessierte, hat Fräulein Bichler dich und deinen Kumpanen Max alarmiert. Ihr beide seid daraufhin . . ."

„Was ist denn das für eine Platte?" unterbrach Köhler mich. „Ist die neu?"

„Die Melodie ja. Aber sie ist noch nicht besungen. Ich nehme an, daß Karl Spezialist im Singen ist."

Karl stieß mir seine brennende Zigarette gegen den Handrücken, ich sprang zurück und lutschte an der schmerzenden Haut.

„Wetten, daß er jetzt flucht?" grinste Karl.

„So kommen wir auf keinen Fall weiter", sagte Köhler mit der zu seinem Gesicht passenden harten Polizeistimme. „Wenn Sie eine neue Entdekkung gemacht haben, Rost, dann unterhalten wir uns erst einmal darüber unter vier Augen. Nun, Funk? Wollen Sie auf die anderen Fragen, die Ihnen gestellt werden, antworten oder nicht?"

„Dem da bin ich keine Antwort schuldig, Inspektor." Er fügte verächtlich hinzu: „Zeitungsschmierer."

Köhler horchte auf. „Das zumindest können Sie gar nicht wissen, wenn Sie erst seit gestern abend in Innsbruck sind. Wieso wissen Sie, daß Herr Rost von der Presse ist?"

Karl sah seinen Fehler ein. Sein brutales Gesicht verfärbte sich für einen Augenblick, um sich aber schnell wieder zu erhellen. „Den kennt doch jeder bei uns. Albert Rost, Sportreporter. Wer ihn nicht kennt, hat keine Ahnung vom Sport. Und Sport ist mein Hobby."

Ich sagte beherrscht: „Daß sich in einem so dummen Gesicht soviel Raffinesse anhäufen kann — alle Achtung. Ist eigentlich in Österreich ein Lügendetektor zulässig? Dann hätten wir ihn gleich beim Wickel."

Köhler winkte ab.

„Lesen Sie die heutige Ausgabe der Zeitung", bellte er hart und warf sie Karl auf den Schoß. „Fällt Ihnen was auf?"

Karl warf einen Blick auf die Schlagzeilen. „Egon Zimmermanns Goldmedaille beim gestrigen Abfahrtslauf. Gott, Herr Inspektor, das war doch vorauszusehen. Der Zimmermann, sage ich Ihnen . . ."

„Weiter unten. Der Zweispalter links."

„Sie meinen den Mord in Amras?"

„Ja."

„Junge, Junge, was es nicht alles gibt."

Köhler riß ihm die Zeitung wieder weg. „Und morgen, mein Sohn, werden Sie lesen, daß gestern nacht ein Polizeiauto in die Luft flog. Darüber wissen Sie wohl auch nichts, was?"

Der Kerl breitete die Arme wie ein orientalischer Teppichhändler aus, dem der Preis selber peinlich ist. „Ich weiß nicht, wie Sie das meinen, Inspektor."

Köhlers Geduld platzte.

Er schrie so laut das „Abführen" in den Raum, daß die Tür polternd aufflog und die beiden Polizeibeamten sich auf Karl stürzten.

Jetzt waren wir beide wieder allein.

Sein Finger flog wie ein Pfeil an meine Brust. „Was war das vorhin für eine Andeutung mit Moni Bichler? Was sollte das? War das ein Bluff?"

„Sie können es so nennen", erwiderte ich nicht gerade überzeugend.

„Mann Gottes, schlagen Sie sich solche Faxen aus dem Kopf. Das Mädchen ist über allen Verdacht erhaben."

„Sind Sie sicher?"

„Ganz sicher. He!" Sein Schlag traf meine Schulter. „Seid ihr denn nicht mehr verliebt ineinander?"

„Doch", wich ich aus. „Aber vielleicht bin ich etwas nervös geworden."

Ich erzählte ihm von meinem Erlebnis in Seefeld.

„Das ist ein verdammtes Pech, Rost. Sie haben den dritten Mann, der bei Johanna Klein und diesem Baron stand, nicht erkennen können?"

„Er stand ja mit dem Rücken zu mir."

„Sie hätten die Kleine laufenlassen sollen. Und nachher waren die drei verschwunden?"

Ich nickte. „Wie vom Erdboden."

„In dieser Beziehung haben alle Halunken eine große Begabung. Jedenfalls sehen Sie zu, daß Ihre Moni heute abend wieder im »Gletscher« ist."

„Was machen Sie jetzt mit Karl?"

Köhler setzte sich resigniert auf die Tischkante und hob die Flasche an. „Trinken wir einen?"

„Mich dürfen Sie nie fragen. Ich sage immer ja."

Durch die Tür kam Kommissar Reudlhuber mit einer Mappe unter dem Arm. Er schien es für selbstverständlich zu halten, daß ich anwesend war. Indem er grußlos auf seinen Schreibtisch zustapfte, sagte er: „Die Bande scheint ihre beiden Wagen auf die Verlustliste gesetzt zu haben. Der Mercedes wie auch der Lancia stehen immer noch herrenlos an ihren Plätzen."

„Und auf wessen Namen ist der Lancia registriert?" fragte ich gespannt.

„Doktor Fechner. Zoologe. Der Besitzer des Hauses in Mühlau, der Mann, der mit seiner Frau und seinem Dienstmädchen Elfriede am zehnten Januar eine Reise nach Sankt Moritz machte und in dessen Haus während seiner Abwesenheit Moni Bichler gefangengehalten wurde. Die Bande hat nicht nur das Haus mit Beschlag belegt, sondern auch den Sportwagen benutzt, der in der Garage stand."

„Mit anderen Worten", sagte ich zerknirscht, „der Lancia kann uns gar nichts nützen."

„Nein, vorläufig nicht. Habt ihr den Burschen in die Zange genommen?"

Köhler nickte böse. „Er behält Oberwasser. Er scheint zu wissen, daß wir noch im dunkeln tappen."

„Das macht nichts. Ich bin sicher, daß der Untersuchungsrichter Haftdauer anordnen wird. Schließlich besaß er eine Waffe. Wir kriegen ihn schon weich. Bei Ihnen was Neues, Rost?"

Ich erzählte ihm von meinem Erlebnis in Seefeld.

„Machen Sie sich nichts daraus", sagte er. „Kommt Zeit, kommt Rat. Übrigens — der Chef hat über den ganzen Fall eine Pressenotiz herausgegeben . . ."

„Und die Bande wird endgültig informiert und gewarnt", ergänzte ich.

„Das ist uns einerlei. Wissen Sie überhaupt, wieviel Blüten inzwischen bei uns aufgetaucht sind?"

„Woher soll ich das wissen?"

„Achtzigtausend. Fast jeder fällt auf die Fälschung herein. Und ich wette, daß sich noch eine riesige Menge von Falsifikaten in den Kassen und Safes von Geschäftsleuten befindet, die keine Ahnung haben. Wir können es uns nicht mehr leisten, das zuzulassen. Einen von dieser Bande haben wir auf Nummer Sicher. Und wenn wir einen haben, kriegen wir auch die anderen."

Ich grinste.

Reudlhuber grinste zurück. „Haben Sie noch etwas zu berichten?"

„Ich wüßte nicht."

„Gut." Er sah auf die Uhr. „Machen wir Schluß für heute. Es muß ja nicht immer bis in die Nacht hinein gearbeitet werden."

Er gab mir die Hand.

*

Als ich das Polizeigebäude verließ, war es 23 Uhr. Ich nahm ein Taxi und fuhr zum Bezirksgericht, wo ich meinen dort parkenden VW abholte.

Bereits an der Kreuzung Kaiserjägerstraße und Universitätsstraße hatte ich das unangenehme Gefühl, daß mir ein Auto folgte.

Ich nahm den klobigen Revolver, der einmal Max gehört hatte, und legte ihn auf den Nebensitz.

Um sicher zu sein, daß ich auch nicht an einer Halluzination litt, bog ich in der Nähe des Stadtturmes verkehrswidrig in eine Einbahnstraße.

Der Wagen folgte mir. Ich wurde nervös.

Auf die einfachste Idee von der Welt, zurück zur Polizeidirektion zu fahren und dort Schutz zu suchen, kam ich nicht.

Ich kurvte von einer Straße in die andere, spürte, wie meine Angst sich steigerte, wurde kopflos und fand mich plötzlich in einer langen, menschenleeren Straße wieder, die rechts von einer hohen Mauer abgegrenzt wurde.

Ich las ein Schild: Westfriedhof.

Meine Verfolger kamen um die Ecke. Sie mußten die Situation sofort übersehen haben, denn mir war, als strahlten die Scheinwerfer jetzt vor lauter Wonne heller.

Ich wußte instinktiv, daß jetzt ein Wettrennen nur durch Pferdestärken entschieden werden konnte und daß in dem Wagen hinter mir ein paar Dutzend Gäule mehr steckten.

Ich hielt an, sprang hinaus und hastete in den Friedhof hinein. Ich hörte, wie die gebremsten Reifen des anderen aufschrien, wie ein paar Türen zufielen und laufende Schritte sich näherten.

Ich stolperte über ein Grab und dachte zerknirscht: »Wenn sie dich jetzt umlegen, dann hast du es ja nicht mehr sehr weit.«

Die Grabmäler um mich herum boten genügend Schutz gegen Revolverschüsse. Ich schlich gebückt weiter und gelangte immer tiefer in den Friedhof hinein.

Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt, ich mußte Luft holen und lauschen.

Keine Schritte mehr, kein Hüsteln, kein fremder Atem in meiner Nähe. Aber sie waren da, das spürte ich.

Ich mußte plötzlich an die Toten unter mir denken und daran, daß sie alle einmal ihr Leben gelebt hatten. Der Tod hatte sie vereint und gleichgestellt. Er hatte sie so harmlos gemacht, wie sie bei ihrer Geburt gewesen waren. Zwischen den beiden Hauptstationen allerdings waren sie allein gewesen.

Der erste Schuß peitschte durch die Nacht. Die Kugel klatschte gegen den Marmorstein, hinter dem ich hockte. Ich rührte mich nicht. Ich nahm nur meinen eigenen Revolver fester in die Hand. Dann hörte ich ein Scharren von links.

Fortsetzung in der nächsten BUNTEN

Fortsetzung von Seite 30

Deutsche Botschaft Moskau

stet die Schuld des Krieges. Ein ganzes Leben voll von Gebeten wird nicht genügen, um das wiedergutzumachen."

Als Rasputin Mitte August 1914 wieder nach Petersburg zurückkehrt, behauptet er vor jedem, der es hören oder nicht hören will, sagt er es dem Kaiserpaar und seinen Ministern, flüstert er es den vielen Frauen zu, mit denen er seine Nächte verbringt, verkündet er es den Menschen, denen er auf der Straße begegnet:

„Wäre dieses verfluchte Weib nicht gewesen, das mir ein Messer in den Leib gerannt hat, und hätte ich mich in Petersburg befunden: Dann hätte i c h das Blutvergießen verhindert! Aber in meiner Abwesenheit haben dieser verfluchte Sasonow und diese dreimal verfluchten Generäle alles verdorben."

*

Am Morgen des 30. Juli 1914 ruft Generalstabschef Januschkewitsch den General Dobrorolsky an und sagt ihm:

„Hören Sie genau zu: Es besteht Hoffnung, daß wir die Situation verbessern können. Halten Sie sich bereit, mit allen nötigen Papieren sofort zu mir zu kommen, wenn ich Sie telefonisch gesprochen habe. Das wird wahrscheinlich am Nachmittag der Fall sein . . ."

Während Dobrorolsky wartet, läuft die Maschine der Petersburger Kriegspartei auf vollen Touren. Es gelingt dem Kriegsminister Suchomlinow und dem Generalstabschef Januschkewitsch, den Außenminister Sasonow von den „technischen Schwierigkeiten" einer Teilmobilmachung zu überzeugen.

Außenminister Sasonow führt jetzt das Wort:

„Wir müssen unverzüglich den Zaren, der draußen in Peterhof sitzt, telefonisch überrumpeln."

Januschkewitsch nimmt den Vorschlag begeistert auf. Drei Minuten später hat er den Zaren am Apparat und bittet ihn, sofort die Allgemeine Mobilmachung zu gestatten. Nikolaus lehnt ab.

Doch Januschkewitsch gibt sich noch nicht geschlagen und erklärt dem Zaren, der Minister des Äußeren bitte ganz gehorsamst, mit dem Zaren sprechen zu dürfen.

Am anderen Ende der Leitung, in Peterhof, herrscht für einen Augenblick Stille. Dann sagt der Zar:

„Gut, wenn es unbedingt sein muß . . ."

Sasonow bittet den Zaren um eine sofortige Audienz:

„Ich habe Eurer Majestät einen unaufschiebbaren Vortrag über die allgemeine politische Lage zu halten."

„Ich bin heute außerordentlich in Anspruch genommen", antwortet der Zar, schweigt einen Augenblick, fährt dann schnell fort: „Aber vielleicht ginge es d o c h . . . Ich habe für drei Uhr den Grafen Tatischtschew bestellt. Macht es Ihnen etwas aus, wenn Sie zusammen mit ihm zu mir kommen? Ich habe nämlich sonst keine freie Minute."

Der Außenminister ist einverstanden.

Nach dem Gespräch mit dem Zaren sind Sasonow, Suchomlinow und Januschkewitsch sprachlos.

„Was, zum Teufel, will dieser Tatischtschew beim Zaren?" poltert der Kriegsminister.

Generalmajor Tatischtschew war lange Militärattaché bei der Russischen Botschaft in Berlin und stand — obwohl er die Deutschen nicht leiden konnte — in einem sehr guten Verhältnis zum deutschen Kaiser.

Nach einigen Telefongesprächen wissen die Herren, was hier gespielt wird: Tatischtschew soll heute abend nach Berlin reisen, um mit Kaiser Wilhelm II. zu sprechen.

Die drei Verschwörer erfahren sogar den Inhalt des Telegramms, das der Zar in dieser Stunde an den deutschen Kaiser aufgegeben hat:

„Ich danke Dir von Herzen für Deine rasche Antwort. Ich entsende heute abend Tatischtschew mit Instruktion. Die jetzt in Kraft tretenden militärischen Maßnahmen sind schon vor fünf Tagen beschlossen worden, und zwar aus Gründen der Verteidigung gegen die Vorbereitungen Österreichs. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß diese Maßnahmen in keiner Weise Deine Stellung als Vermittler beeinflussen werden, die ich sehr hoch anschlage. Wir brauchen Deinen starken Druck auf Österreich, damit es zu einer Verständigung mit uns kommt."

Heute nachmittag wird sich Tatischtschew, der Sonderbeauftragte des Zaren, letzte Informationen holen.

Januschkewitsch sagt am Ende dieser denkwürdigen Konferenz zu Außenminister Sasonow:

„Ich zweifle nicht daran, daß es Ihnen gelingen wird, den Zaren in u n s e r e m Sinne zu überreden. Und wenn es Ihnen gelungen ist, dann gehen Sie an das nächste Telefon und rufen mich an.

Wenn ich dann den Allgemeinen Mobilmachungsbefehl gegeben habe, verschwinde ich, schlage mein Telefon kaputt und ergreife alle Maßnahmen, die geeignet sind, mich völlig unauffindbar zu machen. Ich werde vom Erdboden verschwunden sein — für den Fall, daß mir wieder neue Befehle erteilt werden, die unsere Allgemeine Mobilmachung noch einmal widerrufen könnten."

*

Zwei Schreibtische, die mit Papieren bedeckt sind. An den Wänden einige Bilder, die Szenen aus dem Soldatenleben darstellen. Ein Sofa und sechs Ledersessel — das ist die ganze Einrichtung des karg möblierten Raumes, in dem Nikolaus II. im Alexandria-Palais in Peterhof arbeitet.

Die hohen und breiten Fenster bieten einen herrlichen Blick auf den Finnischen Meerbusen.

Der Zar, bleich und überarbeitet, blickt seine beiden Besucher düster an und weist sie mit einer knappen Handbewegung in die Sessel.

Sasonow will keine Zeit verlieren. Mit zäher Verbissenheit kämpft er um sein Ziel und sagt dem Zaren ohne Umschweife:

„Der Krieg ist unvermeidlich. Einem Zusammenstoß zwischen dem Russischen und dem Deutschen Reich kann nicht mehr aus dem Wege gegangen

werden ... Das beweist schon die Tatsache, daß Deutschland nicht daran denkt, seinen Bundesgenossen Österreich zur Vernunft zu bringen. Unter diesen Umständen glaube ich nicht, daß Eure Majestät noch länger zögern sollten, den Befehl zur Allgemeinen Mobilmachung zu erlassen."

Sasonow kämpft um sein Terrain. Um den Zar zu überzeugen, sagt er jetzt Dinge, für die er keine Beweise hat:

„Die Österreicher haben auch schon gegen Rußland mobilisiert. Auch die deutsche Mobilmachung ist infolge geheimer Rüstungen und Aufmärsche schon sehr weit fortgeschritten ..."

Der Zar widerspricht erregt. Sasonow gibt sich nicht geschlagen, fährt neue Geschütze auf. Angesichts der französischen Rückendeckung kann er einiges wagen ...

Der Zar, bleich, verstört und gereizt, reagiert mit stockender Stimme:

„Denken Sie an die Verantwortung, die ich auf mich nehme, wenn ich Ihren Rat befolge. Denken Sie daran, daß es sich darum handelt, Tausende und aber Tausende in den Tod zu schicken!"

„Weder das Gewissen Eurer Majestät noch das meine werden sich etwas vorzuwerfen haben", entgegnet Sasonow, „wenn der Krieg ausbricht. Eure Majestät und Eurer Majestät Regierung haben alles Erdenkliche getan, um der Welt diese furchtbare Prüfung zu ersparen. Von jetzt an heißt es, an die Sicherheit des Reiches zu denken ..."

Eine Stunde lang redet der Außenminister auf den Herrscher ein. Jeder Nerv des Zaren ist gespannt.

Tatischtschew ist bisher überhaupt nicht zu Wort gekommen. Aber jetzt erlaubt er sich eine Bemerkung:

„Ja, da ist schwer zu entscheiden ..."

„Entscheiden werde ich!" schreit der Zar barsch und schneidet dem Generalmajor das Wort ab.

Nikolaus starrt vor sich hin, grübelt, trommelt nervös mit seinen Fingern auf den Schreibtisch, fünf Minuten lang. Dann sagt er mit fester Stimme zu Außenminister Sasonow:

„Nun also, Sergej Dmitrijewitsch: Telefonieren Sie dem Generalstabschef, daß ich den Befehl zur Allgemeinen Mobilmachung erteile."

Sasonow verbeugt sich tief, verläßt das Zimmer. Generalmajor Tatischtschew steht wie betroffen da ... Dann fällt ihm ein, daß er nun völlig überflüssig geworden ist. Der Zar tritt ans Fenster und starrt hinaus. Er bemerkt nicht, daß auch Tatischtschew den Raum verläßt.

Im Erdgeschoß des Alexandria-Palais betritt Sasonow ein kleines Zimmer, läßt sich von dort aus mit Januschkewitsch verbinden und teilt ihm die wichtige Neuigkeit mit. In Sasonows Stimme schwingt ein Triumphgefühl mit ...

„Und jetzt schlagen Sie Ihr Telefon kaputt!" beendet er das Telefongespräch. Und er wiederholt noch einmal: „Denken Sie an Ihr Telefon! Tauchen Sie unter, damit nichts mehr dazwischenkommt ..."

Was jetzt geschieht, berichtet General Dobrorolsky:

„Sofort rief mich Januschkewitsch zu sich und weihte mich in das Gespräch ein, das er soeben mit Sasonow geführt hatte. Ich sollte sofort das Mobilmachungstelegramm abfassen. Die Mobilmachung sollte am nächsten Tag, am 31. Juli, beginnen.

Auch dieses neue Telegramm — das von gestern war natürlich ungültig — mußte von den Ministern gegengezeichnet werden. Januschkewitsch wußte, daß um diese Zeit im Marien-Palais eine außerordentliche Sitzung des Ministerrates stattfand.

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 73

Deutsche Botschaft Moskau

Der Generalstabschef und ich fuhren gemeinsam dorthin. In einer Sitzungspause erhielt ich die notwendigen Unterschriften. Nun war das Telegramm fertig. Die Zeiger der Uhr sprangen gerade auf fünf, als ich auf dem Telegrafenamt eintraf …

Im großen Telegrafensaal lag ein feierliches Schweigen. Zu jedem Apparat wurde eine der schnell angefertigten Kopien gebracht. Und dann — es war jetzt wenige Minuten nach sechs Uhr — fingen, in die vorher herrschende Stille hinein, alle Telegrafenapparate an zu klappern.

Das war der Beginn einer neuen Epoche."

Zu dieser Stunde, um 6 Uhr 15 nachmittags, wird dem Zaren ein Telegramm von Kaiser Wilhelm II. vorgelegt, das soeben eingetroffen ist:

„Mein Botschafter ist angewiesen, Deine Regierung auf die Gefahren und schweren Konsequenzen einer Mobilisation hinzuweisen; das gleiche habe ich Dir in meinem letzten Telegramm gesagt. Österreich-Ungarn hat nur gegen Serbien mobilisiert, und zwar nur einen Teil seiner Armee.

Wenn Rußland, wie es jetzt nach Deiner und Deiner Regierung Mitteilung der Fall ist, gegen Österreich-Ungarn mobil macht, so wird die Vermittlerrolle, mit der Du mich in freundschaftlicher Weise betrautest und die ich auf Deine ausdrückliche Bitte angenommen habe, gefährdet, wenn nicht unmöglich gemacht. Die ganze Schwere der Entscheidung ruht jetzt auf Deinen Schultern; sie haben die Verantwortung für Krieg oder Frieden zu tragen."

Graf Pourtalès will am frühen Morgen des 31. Juli wieder einmal zu Sasonow gehen, um mit ihm die Lage zu klären. Da betritt der Militärattaché, Major von Eggeling, das Zimmer des Botschafters und meldet ihm:

„An allen Straßenecken Petersburgs wird die Mobilmachungs-Order für die gesamte russische Armee und Flotte angeschlagen, Exzellenz!"

Am Morgen dieses 31. Juli 1914 wird durch ein Telegramm des Grafen Pourtalès in Berlin die russische Mobilmachung bekannt. Unmittelbar darauf schickt der deutsche Generalstabschef, von Moltke, eine Depesche an seinen österreichischen Kollegen, Conrad von Hötzendorf, in der Österreich-Ungarn zur Mobilisierung gegen Rußland aufgefordert und die deutsche Mobilmachung vorausgesagt wird.

Das Moltke-Telegramm geht o h n e Wissen des Kaisers und des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg nach Wien und fördert dort den Entschluß, den Krieg gegen Serbien mit aller Kraft zu beginnen und den Rest der Armee mobil zu machen.

Mittags erklärt die deutsche Regierung „den Zustand drohender Kriegsgefahr", der jedoch noch nicht die Mobilmachung bedeutet …

Graf Pourtalès kann den russischen Außenminister nur telefonisch erreichen. Er schildert ihm kurz, wie Berlin auf Rußlands Mobilmachung reagieren wird.

„Da mir der Minister nur mit einigen nichtssagenden Bemerkungen antwortete", vermerkt Graf Pourtalès in seinen Aufzeichnungen »Am Scheideweg zwischen Krieg und Frieden«, „faßte ich den Entschluß, mich direkt beim Zaren anzumelden, um ihm den Ernst der Lage selbst vor Augen zu führen.

Nach kurzer Zeit erhielt ich auf meine Anfrage vom Flügeladjutanten vom Dienst die telefonische Mitteilung, daß ich mit dem nächsten Zug erwartet würde.

Ich habe von vornherein wenig Hoffnung gehabt, daß dieser direkte Schritt beim Zaren irgendeinen Erfolg etwa in dem Sinn haben könnte, daß Seine Majestät sich entschließen würde, den Mobilmachungsbefehl zurückzuziehen. Trotzdem erschien es mir nützlich, den Schritt zu tun.

Es war immerhin nicht völlig ausgeschlossen, daß der Zar sich der Folgen, welche die von ihm genehmigte Mobilmachung nach sich ziehen mußte, nicht ganz bewußt war …"

Nikolaus II. empfängt den deutschen Botschafter sehr freundlich in seinem kleinen Arbeitszimmer im Alexandria-Palais. Er fragt den Grafen Pourtalès sofort, ob er im Auftrage Berlins komme.

„Nein, ich möchte in dieser ernsten Stunde aus eigenem Antrieb von meinem Vorrecht als Botschafter Gebrauch machen, direkt bei Eurer Majestät vorzusprechen. Mein Wunsch ist es, Eurer Majestät den Eindruck offen zu schildern, den die russische Allgemeine Mobilmachung in Deutschland machen muß. Man wird sie nicht nur als eine Bedrohung und Herausforderung Deutschlands, sondern auch als eine Beleidigung des deutschen Kaisers auffassen, der ja noch immer zu vermitteln sucht."

Der Zar läßt Pourtalès ruhig aussprechen, ohne durch eine Miene zu verraten, was in seinem Innern vorgeht. Er erwidert auf die Erklärung des Botschafters zunächst nur:

„Glauben Sie wirklich?"

Graf Pourtalès hat den Eindruck, „daß der hohe Herr entweder in ungewöhnlichem Maße die Gabe der Selbstbeherrschung besitzen müsse oder aber — den vollen Ernst der Lage noch nicht erfaßt habe".

Pourtalès sagt jetzt in ernstem Ton: „Das einzige, was den Krieg noch verhindern kann, wäre die Zurückziehung der Mobilmachungsorder."

Darauf antwortet Nikolaus:

„Sie sind selbst Offizier gewesen und müssen wissen, daß solche Befehle sich aus technischen Gründen nicht mehr aufhalten lassen …"

Der Zar zeigt dem deutschen Botschafter ein Telegramm, das er kurz vor der Ankunft des Grafen Pourtalès an Wilhelm II. gerichtet hat:

„Ich danke Dir von Herzen für Deine Vermittlung, die eine Hoffnung aufleuchten läßt, daß doch noch alles friedlich enden könnte. Es ist technisch unmöglich, unsere militärischen Vorbereitungen einzustellen, die durch Österreichs Mobilisierung notwendig geworden sind.

Wir sind weit davon entfernt, einen Krieg zu wünschen. Solange wie die Verhandlungen mit Österreich über Serbien andauern, werden meine Truppen keine herausfordernde Aktion unternehmen. *Ich gebe Dir mein feierliches Wort darauf.* Ich vertraue mit aller Kraft auf Gottes Gnade und hoffe auf den Erfolg Deiner Vermittlung in Wien für die Wohlfahrt unserer Länder und den Frieden Europas."

Pourtalès schildert dem Zaren noch einmal die politische Situation und malt ihm das Unglück aus, das dieser Krieg mit sich bringen werde.

Resignierend notiert der Botschafter später:

„Der Kaiser schwieg zu diesen Ausführungen, die anscheinend kein Verständnis bei ihm fanden."

Nikolaus macht zum Abschied eine hilflose Bewegung, hebt seine Hände hoch, faltet sie und seufzt: „Da kann nur noch einer helfen …"

In verzweifelter Stimmung kehrt Pourtalès nach Petersburg zurück. Unter dem Eindruck der passiven Haltung des Zaren sagt er seinem Mitarbeiter von Prittwitz und Gaffron:

„Jetzt verstehe ich, daß die Geschichte Glauben finden kann, daß der Zar seine Partie Tennis nicht unterbrochen hat, als ihm die Nachricht von der Niederlage der russischen Flotte bei Tsushima überbracht wurde."

Richard Ullrich, Korrespondent der „Kölnischen Zeitung" in Petersburg, berichtet über die Rückkehr des Grafen Pourtalès von seiner letzten Aussprache mit dem Zaren:

„Der alte Herr, eine vornehme Erscheinung mit weißem Spitzbart, in seinem ganzen Gehabe mehr einem spanischen Granden des 17. Jahrhunderts als den gerissenen smarten Gestalten seiner Gegenspieler gleichend, entstieg im Galaanzug, ein breites Ordensband über der Brust, der Equipage, von deren Bock der nach guter alter Sitte mit wallendem Federbusch geschmückte Leibjäger salutierend herabgesprungen war.

Pourtalès sah nicht nach rechts noch links, wankte in die Halle und ließ sich ein paar Augenblicke, ehe er die Treppe zu seinen Räumen hinaufstieg, in einen Sessel fallen. Er hatte die Hand über das tief erschütterte Gesicht gelegt und sah stumm vor sich hin. Totenstille unter uns.

Man fühlte, daß in dem alten Herrn eine ganze Welt zusammengebrochen war, an die er geglaubt, der er vertraut hatte, die er in ihrer Verlogenheit erst jetzt, zu spät, erkannte. Zusammengebrochen auch das Ideal, das das Ziel seiner siebenjährigen Arbeit in Petersburg gewesen war: die Erhaltung des Friedens.

Wer diese Rückkehr des deutschen Botschafters von seinem letzten, verzweifelten Schritt miterlebt hat, den wird die Pflicht nie ruhen lassen, zu bezeugen, daß hier ein ehrlicher, wenn auch seine Umwelt nicht mehr kennender Mann an einer Aufgabe zerbrochen war, die der böse Wille der anderen unlösbar machte."

Aber der kaiserliche Botschafter rafft sich zu einem letzten Versuch hoch. Er wendet sich an den Hofminister, Graf Frederiks, und bittet ihn, noch einmal mit dem Zaren zu sprechen. Pourtalès schickt seine Mitarbeiter zu allen möglichen Ministern, und er selbst sucht alle auf, von denen er annimmt, sie könnten im letzten Augenblick noch etwas für den Frieden tun ...

Doch — was kann Pourtalès schon ausrichten, wenn ein Telegramm des deutschen Kaisers nichts mehr retten kann? Am späten Nachmittag des 31. Juli trifft es beim Zaren ein:

„Auf Deinen Appell an meine Freundschaft und Deine Bitte um meine Hilfe habe ich eine Vermittlungsaktion zwischen Deiner und der Österreichisch-Ungarischen Regierung übernommen. Während diese Aktion im Gange war, sind Deine Truppen gegen das mir verbündete Österreich-Ungarn mobilisiert worden, wodurch, wie ich Dir schon mitgeteilt habe, meine Vermittlung beinahe illusorisch gemacht worden ist. Trotzdem habe ich sie fortgesetzt.

Nunmehr erhalte ich zuverlässige Nachrichten über ernste Kriegsvorbereitungen auch an meiner östlichen Grenze. Die Verantwortung für die Sicherheit meines Reiches zwingt mich zu defensiven Gegenmaßregeln. Ich bin mit meinen Bemühungen um die Erhaltung des Weltfriedens bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen. Nicht ich trage die Verantwortung für das Unheil, das jetzt der ganzen zivilisierten Welt droht ...

Die mir von meinem Großvater auf dem Totenbette überkommene Freundschaft für Dich und Dein Reich ist mir immer heilig gewesen, und ich habe treu zu Rußland gestanden, wenn es in schwerer Bedrängnis war, besonders in seinem letzten Kriege. Der Friede Europas kann von Dir noch jetzt erhalten werden, wenn Rußland sich entschließt, die militärischen Maßnahmen einzustellen, die Deutschland und Österreich-Ungarn bedrohen."

In den späten Abendstunden des 31. Juli 1914 lesen die Berliner in ihren Zeitungen:

„Als das Kaiserpaar, gefolgt von den Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, am 31. Juli nachmittags seinen Einzug hielt, drängte sich eine gewaltige Menschenmenge mit jubelnden Zurufen um die Wagen.

Die patriotischen Kundgebungen vor dem Schloß setzten sich bis gegen Abend fort. An die den Lustgarten durchwogende Menge richtete der Kaiser vom Fenster des Rittersaals aus die folgende Ansprache:

»Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Neider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, daß — wenn es nicht in letzter Stunde meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zum Einsehen zu bringen und den Frieden zu erhalten — wir das Schwert mit Gottes Hilfe so führen werden, daß wir es in Ehren wieder in die Scheide stecken können.

Enorme Opfer an Gut und Blut wird ein Krieg vom deutschen Volke erfordern; den Gegnern aber werden wir zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen.

Und nun empfehle ich euch Gott. Jetzt geht in die Kirche! Kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer!«

Hoch- und Hurrarufe und patriotische Lieder antworteten dem Kaiser."

*

In Petersburg, in der Deutschen Botschaft, herrscht eine ungewöhnlich gespannte Atmosphäre. Graf Pourtalès und seine Mitarbeiter hoffen immer noch auf ein Wunder.

Die schwersten Stunden stehen ihnen noch bevor ... Vierzig Minuten vor Mitternacht trifft ein dringendes Telegramm des deutschen Reichskanzlers ein, dessen Inhalt wenige Stunden später in zahlreichen deutschen Extrablättern verbreitet wird und das in Rußland Bestürzung und Freude zugleich auslöst ...

Im nächsten Heft:

Der Zarin schmeckt das Essen nicht ● Botschaftertränen nach der Kriegserklärung ● Diplomatenzug fährt nach Berlin

War der Kampf Dempsey-Willard irregulär?



Gips im Handschuh

Jack Dempseys ehemaliger Manager Doc Kearns hat Amerikas populärstem Boxer einen Bärendienst erwiesen. Eine amerikanische Sportillustrierte bringt nämlich Doc Kearns Memoiren heraus, in denen glattweg behauptet wird, Dempsey habe den Weltmeistertitel im Schwergewicht 1919 gegen den riesigen Jess Willard, vorsichtig gesagt, auf sehr eigenartige Weise gewonnen.

In Doc Kearns nachgelassenen Memoiren ist nämlich zu lesen, daß er ohne Wissen Dempseys dessen Bandagen mit Gips erhärtet habe. Merkwürdig ist nur, daß Kearns dieses Geständnis gewissermaßen erst nach seinem Tod macht. Es wird dadurch nicht glaubhafter und erinnert allzusehr an den uralten Boxerwitz von dem Hufeisen im Handschuh.

Ich habe in der Sendung „Hallo, Max" die wunderbaren alten Kampffilme mit Begeisterung aufgenommen. Filme, wie sie heute nicht mehr zustande kommen, weil es diese großartigen Kämpfer gar nicht mehr gibt. Man sieht dort Schlagkombinationen, die heute außer Ray Robinson kaum noch ein Faustkämpfer beherrscht. Und dieses furiose Tempo, das damals von Schwergewichtlern vorgelegt wurde, steht heute auch kaum noch einer durch.

Unter diesen Filmen, welche die Sendung „Hallo, Max" überhaupt erst sehenswert machen, interessierte mich vor allem Dempseys Titelkampf gegen Jess Willard. Von diesem Riesen, gegen den Jack Dempsey wie ein schlanker Jüngling wirkte, hieß es nämlich, er sei auf eine „krumme Tour" Weltmeister geworden, und der Negerboxer Jack Johnson, der in Havanna seinen Weltmeistertitel am 5. August 1915 gegen Jess Willard verteidigen mußte, sei gezwungen worden, sich in der 26. Runde hinzulegen und sich auszählen zu lassen.

Man habe ihm sogar mit dem Tod gedroht. Vorher habe Johnson seinen weißen Gegner aber fürchterlich verprügelt, und erst in der 26. Runde, nachdem ihm seine Frau am Ring zugenickt hätte, daß die Kasse auch stimme, soll Johnson prompt umgefallen sein. Der Kampf war über 45 Runden angesetzt.

Glaubwürdig ist das schon, denn über Amerika brauste ein einziger Entrüstungssturm los, als der Weltmeisterthron im Schwergewicht von einem Farbigen besetzt wurde, und als sich weit und breit niemand unter den weißen Boxern fand, der Johnson wieder herunterzustoßen vermochte. Alles hätten die Amerikaner vertragen, nur das nicht, daß ein Farbiger Weltmeister im Schwergewicht der Berufsboxer war. Erst bei Joe Louis fanden sie sich widerwillig mit dieser Tatsache ab. Der Rassenfanatismus war damals noch viel größer als heute.

Jess Willard hatte den Titel 1908 in Sydney durch einen Sieg über Tommy Burns gewonnen und trug ihn sieben Jahre. Er verteidigte seinen Titel innerhalb von vier Jahren zweimal. Gegen Frank Moran rettete er ihn durch ein Unentschieden, gegen Jack Dempsey verlor er ihn. Seine Börse betrug 100 000 Dollar, Dempsey erhielt 27 500 Dollar.

Es war der Anfang von Dempseys Riesenvermögen und der Anfang einer Legende, denn bis zum heutigen Tag war Jack Dempsey für alle Amerikaner unantastbar, fast ein nationales Denkmal. Gene Tunney machte sich deshalb unbeliebt, weil er Jack Dempsey, den Unbesiegbaren, entthronte und zweimal schlug.

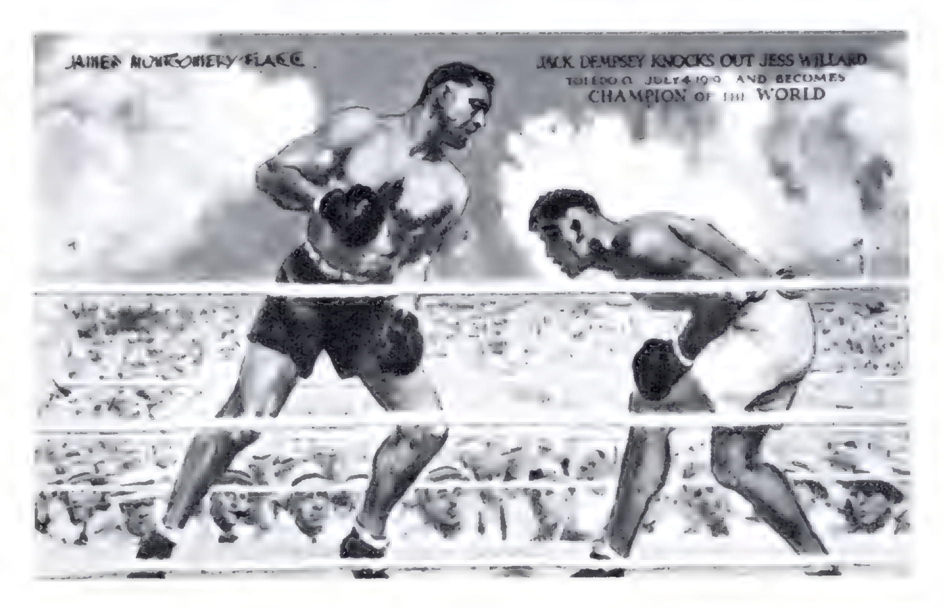
Ich halte die Geschichte mit dem Gips im Handschuh für ein dummes Märchen und glaube auch nicht, daß sie wirklich von Doc Kearns stammt, obwohl die beiden ehemaligen Tramps nach Dempseys Heirat mit der Filmschauspielerin Estelle Taylor sich etwas entfremdet hatten. Für Estelle war Doc Kearns nicht fein genug.

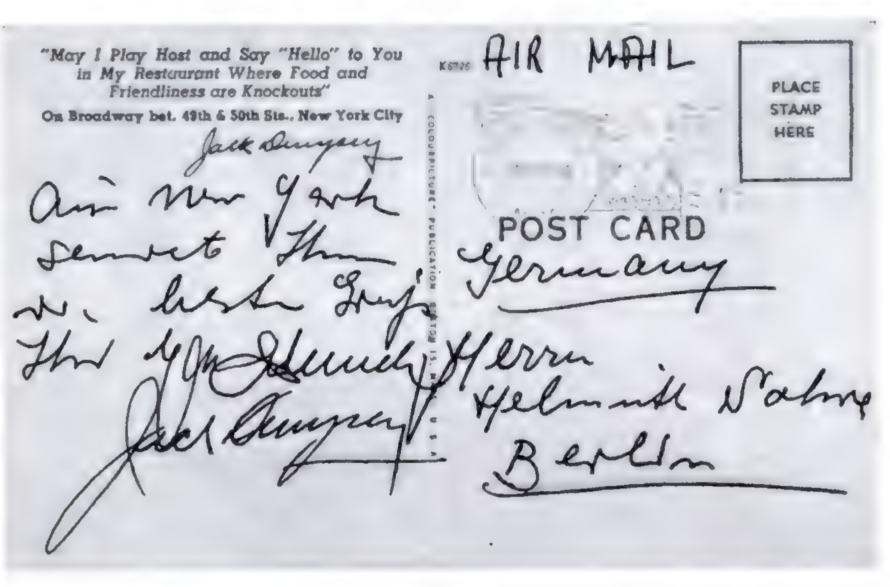
Jack Dempsey hat Jess Willard förmlich deklassiert. Er stürmte wie ein Wirbelwind auf ihn ein, und das einzige, was man an Willard bewundern konnte, war dessen Härte und Tapferkeit. Willard wirkte Dempsey gegenüber unbeholfen, und selten hat ein Boxweltmeister solche Prügel bezogen wie er. Schon deshalb glaube ich nicht an den Gips im Handschuh.

Wie soll er auch hineingekommen sein? Das Wickeln der Bandagen wird vom Sekundanten des Gegners überwacht. Da müßte Doc Kearns schon nahezu ein Kalanag gewesen sein, wenn er so etwas bewerkstelligen konnte. Außerdem hatte Dempsey solche Manipulationen gar nicht nötig, denn es war bekannt, daß Jess Willard kein guter Boxer und ein mäßiger Weltmeister war.

Das Feuerwerk harter Schläge, die Dempsey anbrachte, dieses unerhörte Tempo, das dem Gegner die Übersicht raubte, brachte ihm den Beinamen „Manassa Mauler" ein. Mauler heißt Schläger, und Manassa bezeichnet die Gegend, in der Dempsey geboren wurde.

Dieser Jack Dempsey, der noch hungrig und ehrgeizig war, brauchte bestimmt keinen Gips im Handschuh. Gips, und zwar im Kopf haben höchstens diejenigen, die sich solch eine Geschichte ausgedacht haben. Und wenn sie wirklich von Doc Kearns stammt, warum rückte er damit erst heraus, als er bereits im Grab lag? Wagte auch er nicht, die Jack-Dempsey-Legende zu zerstören?





Ein Bild vom Weltmeisterschaftskampf zwischen Jack Dempsey und Jess Willard schickte Max Schmeling von einem Besuch bei seinem alten Freund Dempsey in New York mit Grüßen unserem Sportredakteur Helmut Sohre.

Ich fragte anläßlich eines Besuches Jack Dempseys in dessen Restaurant am Broadway in New York, ob es sehr schwer für ihn gewesen sei, im Schwergewicht an die Spitze zu kommen. Er antwortete:

„Weltmeister wurde ich verhältnismäßig leicht; Jess Willard war nicht mehr in bester Form, aber als ich den Titel hatte, setzten mir die Gegner gehörig zu. Da mußte ich höllisch auf der Hut sein. Das härteste Ding verpaßte mir Firpo. Er schlug mich aus dem Ring."

Über Jess Willard hatte er nichts Bedeutendes zu sagen.

Fallobst für ein Trinkgeld

Wieder schwebt in Deutschland ein Boxer in Lebensgefahr: der spanische Gastarbeiter Miguel Lopez aus Köln. In der Kölner Universitätsklinik wurde Lopez wegen eines Blutergusses zwischen Schädeldecke und Gehirn operiert und anschließend unter ein Sauerstoffzelt gelegt.

Miguel Lopez ist Feinmechaniker, das Boxen betreibt er nebenberuflich. Als er in Oldenburg gegen Peter Goschka kämpfte, zog er sich eine Gehirnverletzung zu. Todesfälle und langanhaltende Bewußtseinstörungen beim Boxen häuften sich in erschreckendem Maße.

Werden die Paarungen zu leichtfertig zusammengestellt? Bekommen Boxer, die regional eine Zugnummer sind, immer nur leichte, unfertige Gegner, sogenanntes Kanonenfutter vorgesetzt? Es hat fast den Anschein.

Diesen Eindruck erhält man um so mehr, wenn man die traurigen Rekorde an Niederlagen der deutschen Berufsboxer im Ausland ansieht. Da hören deutsche Faustkämpfer das „Aus" des Ringrichters meistens nicht mehr und können den Mann wegen ihrer verglasten Augen auch nicht mehr sehen. Boxer, die längst nicht mehr in einen Boxring gehören und die nur noch ins Ausland verkauft werden können, im wahrsten Sinne des Wortes „verkauft"!

Wenn ich wieder einmal lese, wie abermals deutsches „Fallobst" in einem ausländischen Boxring vom Baum geschüttelt worden ist, frage ich mich: „Was treibt diese Männer dazu, sich als Schlachtopfer zur Verfügung zu stellen?"

Wirtschaftliche Not kann es nicht sein. Jeder gesunde Mensch hat heute gute Verdienstmöglichkeiten, und keiner braucht sich eine „weiche Birne" schlagen zu lassen.

Aber das Nicht-genug-kriegen-Können scheint es zu sein. Ein Stuttgarter Berufsboxer erwiderte, als ich ihn fragte, weshalb er seine Prügel immer nur im Ausland beziehe:

„Hier in Deutschland muß ich mich für eine Börse von 400 bis 500 Mark kloppen, im Ausland bekomme ich das Zehnfache, wenn ich mich hinlege. Dort brauchen sie Fallobst für ihre Lokalmatadoren. Schließlich bin ich Berufsboxer und will Geld verdienen."

Diese Auffassung spiegelt sich in jenen Darstellungen wider, mit denen der Bonner Gehirnspezialist Dr. Friedrich Pampus neulich das Fernsehpublikum erschreckte. Dr. Pampus erklärte nämlich, daß die bisherigen flüchtigen Untersuchungen, denen sich ein Boxer vor dem Kampf unterziehen muß, nicht genügen, um festzustellen, ob irgend-

ein Schaden vorhanden sei. Die Wahrheit des Gesagten erwies beispielsweise der Fall des Boxers Bick, der zwei Wochen nach einer Mandeloperation in den Ring und in den Tod gejagt wurde und dem der Ringarzt auch vorher bescheinigt hatte, daß er gesund sei. Bick starb nach Kopftreffern an einem Blutgerinnsel im Gehirn. Für 500 DM Gage in einem Titelkampf um die Deutsche Meisterschaft!

Nun möchte Dr. Pampus das Kind mit dem Bad ausschütten: Damit dergleichen nicht wieder vorkommt, fordert er rundweg die Abschaffung des K. o. Boxen ist jedoch ein Kampfsport, und man kann nicht verlangen, daß sich die Gegner jedesmal entschuldigen, wenn einer dem anderen zu weh getan hat. Das kommt nur in Scheinkämpfen vor, die in letzter Zeit allerdings überhand genommen haben.

Ich halte nichts davon, den K. o. völlig abzuschaffen, den was will man tun, wenn einer den anderen ganz „aus Zufall" k. o. schlägt? Meiner Meinung nach müßte man eine stärkere Auslese treffen und nur wirklich gute Boxer in den Ring lassen.

An guten Boxern haben die Manager und Veranstalter aber gar kein Interesse, den die müssen auch gut bezahlt werden. Außerdem schlagen gute Boxer kräftig zurück, wenn sie gegen einen „Star" des Veranstalters antreten, den dieser am liebsten in Watte verpackt haben möchte. Denn beim Berufsboxen geht es zu wie im Schaugeschäft der Catcher. Wer keine Schallplatten besingen und Grimassen schneiden kann, wird nichts. Auf die Fäuste kommt es gar nicht mehr an.

Conny Rudhof aus Rüsselsheim, einer der sympathischsten und zielstrebigsten Boxer, kämpfte sich für Trinkgelder bis zum Europameister vor. Mit seiner ersten für ihn schwindelerregenden Gage von 25 000 Mark verlor er in Helsinki den Titel gegen den Finnen Mäki wieder. Mäki, ein Abgeordneter des Stadtparlaments von Helsinki, hat nun die Auflage erhalten, seinen Titel gegen den Franzosen Aissa Hashas zu verteidigen. Damit kommt Rudhof um die Revanche.

Schade für ihn, denn er hat seinen Titel gegen Olli Mäki freiwillig aufs Spiel gesetzt und ist nun wieder zu den Kleinverdienern des Boxsports zurückgekehrt. Wann er wieder um die Europameisterschaft im Super-Leichtgewicht kämpfen darf, steht noch in den Sternen geschrieben.

Dafür soll Willi Quator die Chance aufs große Geld erhalten. Der Deutsche Meister im Leichtgewicht, der Rudhof immer zu Unrecht vorwarf, er kneife vor ihm, hat die Zusage, um die zur Zeit vakante Europameisterschaft kämpfen zu dürfen. Sein Gegner soll der Italiener Michele Gulotti sein. Wie müssen sich die Boxer der leichteren Gewichtsklassen doch plagen, um zu ein paar Pfennigen zu kommen.

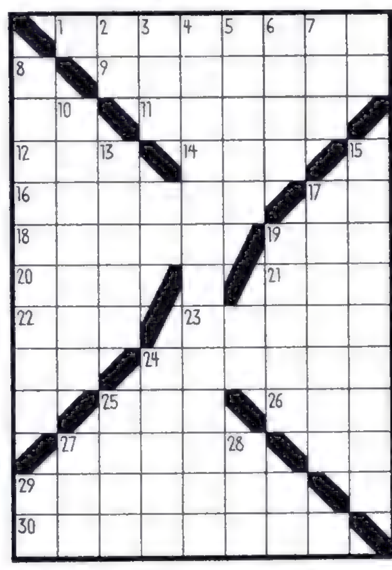
Da haben es die Fleischberge leichter. Ich höre gerade, daß der Deutsche Meister im Schwergewicht, Gerhard Zech, in New York einen Kampf gegen den angeblichen Weltranglistenboxer Ernie Terrell für 25 000 Dollar bestreiten soll. Da kann man nur fragen: Wer soll das bezahlen, und wer von den Amerikanern will Zech sehen?

Es war nicht anzusehen, wie der unfertige Zech in Berlin gegen Nitzsche kämpfte, und es war ebenso unschön, als er Deutscher Meister durch einen Sieg über Albert Westphal wurde. Damals schrieben einige Zeitungen:

„Das war das Primitivste, was wir im Boxen je sahen."

Nun soll Gerhard Zech einen Weltranglistenboxer als Gegner haben. Aber bei Weltranglisten im Boxen muß man sehr vorsichtig sein. Da werden meist nur solche Faustkämpfer geführt, deren Manager tief in die Tasche greifen können. Weltranglistenboxer gibt es heute soviel wie Weltmeister bei den Catchern: in jedem Dorf einen.

KREUZWORTRÄTSEL



Waagrecht: 1. Boxtraining, 9. Material zur Kerzenherstellung, 11. oberbayerischer Ort (berühmte Benediktinerabtei), 12. Schiffsseite, 14. englisch: zehn, 16. Frauenname, 18. Sternbild, 19. griechische Vorsilbe: neu . . ., 20. Eisenbahnfahrzeug (Kurzausdruck), 21. Schwanzlurch, 22. Teil des Baumes, 23. Art, 24. deutsche Hafenstadt, 25. Meeresbucht, 26. südamerikanischer Papagei, 27. Tierwelt, 29. westafrikanischer Fluß, 30. Alpenhirtin.

Senkrecht: 2. Leistungseinheit (Abkürzung), 3. griechische Unheilsgöttin, 4. Ausrüstungsgegenstand auf Schiffen, 5. Teilbeträge, 6. vorderasiatischer Staat, 7. afrikanischer Strom, 8. Nordseeinsel, 10. Nervenkrankheit, 13. Erlaß, Verordnung, 15. Spaziergang, Spazierweg, 17. Traubenpresse (Mehrzahl), 19. Oper von Bellini, 24. errichten, 25. Ausschluß aus einer Gemeinschaft, 27. gütige Märchengestalt, 28. Adler.

EINER VORAN

Den Wörtern: Elle — Ger — Ur — Peer — Real — Anne — Asse — Ren — Ute — Aal — Ali — Alm — Eta — Gel — Auer — Alb — Aster — Ahn — Starte — Ole — Ei — Ast — Achse — Anger — Dam — Orden — Ran — Ode — Alma — Ort ist je ein Buchstabe voranzusetzen, so daß ein neues sinnvolles Wort entsteht. Die neuen Buchstaben, in der Reihenfolge gelesen, ergeben ein Sprichwort.

SILBENRÄTSEL

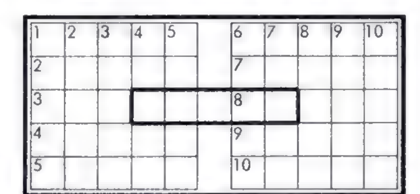
a — as — bo — chen — ches — chum — dar — der — di — do — do — dor — dorff — dro — e — eb — eg — ei — el — en — ent — fal — field — gar — hu — i — i — i — il — in — ke — leib — ler — liech — li — li — lort — me — men — ment — mus — nal — nan — nek — ney — ni — ni — niz — nor — o — pi — ra — ran — ro — rol — sai — sart — see — sel — sen — si — son — speng — spes — stein — ster — thal — te — ten — ter — ter — ti — ti — ti — tra — tu — tus — um — view — wa — zet — zing.

Aus den vorstehenden Silben sind 31 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Goethe ergeben (ch = 1 Buchstabe).

Bedeutung der Wörter:

1. europäischer Rabenvogel, 2. geschäftlicher Hochbetrieb, 3. nordrhein-westfälische Stadt, 4. Tiroler Berg, 5. deutscher Philosoph, 6. italienischer Komponist, 7. deutscher Dichter, 8. spanisches Kap, 9. spanischer Fluß, 10. vorderasiatischer Staat, 11. griechische Siegesgöttin, 12. römischer Kaiser, 13. witzige Kurzgeschichte, 14. deutscher Komponist, 15. französische Stadt, 16. Polarforscher, 17. englisches Königshaus, 18. Geschichtsphilosoph, 19. russischer See, 20. englische Stadt, 21. Befragung, Unterredung, 22. Nordseeinsel, 23. Kamel, 24. Drama von Goethe, 25. Metall, 26. südwestdeutsches Mittelgebirge, 27. österreichisches Bundesland, 28. Staat der USA, 29. europäischer Kleinstaat, 30. deutscher Flugpionier, 31. Begeisterung.

MAGISCHE QUADRATE



a a a a a a a a a — b — c — e e e e e e — f — h h — i i — l l — m m m — n n n — o o — p p — r r r r — s s s s s s — t t t — u u u u. Aus diesen Buchstaben sind Wörter folgender Bedeutung zu bilden und so in die Figur einzutragen, daß sie jeweils waagrecht und senkrecht gleichlauten.

1. Edelstein, 2. Rindvieh, 3. Entwicklungsstufe, 4. kleines Kerbtier, 5. das Unsterbliche, 6. Tierwelt, 7. Liebreiz, 8. dunkelbraune Farbe, 9. berühmter finnischer Sportler, 10. hellster Stern im Sternbild Adler. Verbindungswort (fett umrandet): Blutflüssigkeit.

AUFLÖSUNGEN AUS NUMMER 10:

DIAGONALRÄTSEL: 1. Madagaskar, 2. Kopenhagen, 3. Wendekreis, 4. Butterpilz, 5. Halbmesser, 6. Memorandum, 7. verbuergen, 8. Klarinette, 9. Chloroform, 10. Niederlage = Montmartre, Reeperbahn. — SILBENRÄTSEL: 1. Urwald, 2. Nairobi, 3. Diesel, 4. Sydney, 5. Olive, 6. Flensburg, 7. Liquidation, 8. Ideal, 9. Erlkönig, 10. Hölderlin, 11. Edelweiss, 12. Narkose, 13. Moabit, 14. Essen, 15. Internat, 16. Nylon, 17. Epoche, 18. Tosca, 19. Alhambra, 20. Geiserich, 21. Einstein = Und so fliehen meine Tage wie die Quelle rastlos hin. — KNOBELKASTEN: 1. Rade, 2. Seni, 3. Ukas, 4. Hero, 5. Saar, 6. Usus, 7. Beta, 8. Raub, 9. Zulu, 10. Amen, 11. Abel, 12. Asti, 13. Sara, 14. Lena, 15. Lied, 16. Maus, 17. Bett, 18. Laus, 19. Glas, 20. Isis, 21. Steg, 22. Rabe, 23. Unna, 24. Test = Essen, Asch, Aaarhus, Aarau, Ufa, Belfast, Ahlen, Edam, Tula, Assisi, Eger, Nantes = Schaffhausen. — RIESENKREUZWORTRÄTSEL: Waagrecht: 1. Matthaeuspassion, 12. Identitaet, 20. Enaresee, 21. Feten, 22. Aegir, 24. Enrico, 25. Poren, 26. Sesia, 27. Essen, 28. Sudan, 29. Standarte, 35. Bison, 36. Stiel, 37. Insel, 38. Hafen, 40. Aare, 41. Bai, 42. gross, 43. Koein, 44. Angel, 45. Lager, 46. Rot, 47. Unrat, 49. Reineke, 51. Route, 52. Diner, 53. Kegel, 54. Imme, 55. Kapok, 57. Freia, 59. Senat, 61. die, 64. Limoges, 67. Hab, 69. Oesen, 70. Zar, 71. Aral, 72. Ren, 74. Pilz, 75. Lateran, 77. Grete, 78. Titus, 79. Saale, 81. Kap, 82. Wille, 85. liberal, 88. oft, 90. Eisen, 91. San, 92. fern, 94. Sen, 95. Laus, 96. Fries, 98. Revolte, 100. Degas, 102. Narbe, 104. Beleg, 106. Tee, 109. Raketen, 111. Si, 112. Ohm, 114. Talar, 115. Ate, 116. Sieg, 118. neu, 119. klar, 120. Entente, 122. Molle, 123. Armee, 124. Kogel, 126. Obst, 127. Eloge, 130. Etagere, 133. Erl, 135. Orgie, 136. Fee, 137. Paar, 139. ten, 140. Mars, 141. Pumas, 143. Novalis, 145. Tabak, 147. Dante, 148. Habilitation, 156. Kennkarten, 165. Samos, 167. See, 168. Laden, 169. Baron, 170. Atair, 172. Emeute, 174. Tapeten, 176. Aeren, 177. Wagen, 178. Etuis, 179. Busen, 180. Ale, 182. Reden, 183. Urnen, 184. Hades, 185. unten, 186. Erpel, 187. As, 188. Auto, 189. Kai, 190. Arnim, 191. Milan, 192. Alter, 193. Priel, 194. Duo, 195. Fremdenlegion, 196. Akten, 197. Homer, 198. Viper, 199. Omen. — Senkrecht: 1. Met, 2. Tapioka, 3. Trosse, 4. Heros, 5. Asen, 6. een, 7. Pfeile, 8. Aesen, 9. Stil, 10. Sea, 11. Nasser, 12. Igel, 13. DIN, 14. er, 15. Teufel, 16. Inder, 17. Tran, 18. Ain, 19. Tomate, 23. Esel, 26. stet, 27. Enge, 28. Sage, 29. Sau, 30. Tank, 31. Arras, 32. Neapel, 33. rar, 34. tief, 35. Breie, 36. Sou, 37. Inn, 38. Hag, 39. Dom, 42. Gneis, 43. KO., 44. Ai, 46. RM., 48. Tonio, 50. irden, 56. Kameras, 58. Schal, 60. tosen, 62. Kerze, 63. Karat, 65. gen, 66. Balte, 68. Batik, 70. Ziele, 72. letal, 74. prall, 76. Rupie, 77. Galan, 79. Sirenen, 80. Stoff, 82. Weser, 83. Linse, 84. Pferd, 86. bis, 87. Raute, 89. Trieb, 91. Salbe, 93. Neger, 95. Loren, 97. Salat, 99. Vater, 101. Sekante, 103. Moose, 105. Gelee, 107. Biere, 108. China, 110. Tau, 111. Stall, 113. Metro, 115. Allee, 117. Gemse, 119. Kogge, 121. Netto, 122. Moore, 124. Kleinod, 125. Krepp, 127. Eggen, 128. suess, 129. Braut, 131. Art, 132. Serie, 134. Lamas, 136. Falte, 138. Rabat, 140. Manen, 142. Samar, 144. Vasen, 146. Kopeke, 148. Harem, 149. Aden, 150. Ben, 151. Ibadan, 152. tagen, 153. Ares, 154. Ton, 155. Natter, 156. Kain, 157. Eis, 158. Nr., 159. Keuper, 160. Amsel, 161. Reel, 162. tun, 163. Nelson, 164. Alaaf, 166. Sedan, 168. Lenin, 171. Tuer, 173. Flur, 175. Teil, 176. Arno, 177. Wale, 178. Ente, 179. Brie, 181. Eté, 183. Uri, 184. Hit, 185. Ulm, 186. ERP., 187. Aue, 190. AG., 194. DM.

BUNTE ILLUSTRIERTE

FERNSEHPROGRAMM VOM 11. MÄRZ 1964 BIS ZUM 17. MÄRZ 1964

MITTWOCH

17.00 Skizzen und Notizen
zur Orientierung für junge Leute

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

20.00 Tagesschau – Wetter

20.15 Was bin ich?
Heiteres Beruferaten mit Robert Lembke
In Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Fernsehen

21.00 Hallo, Nachbarn!
Televisionen eines Untertanen
Präsentiert von Richard Münch
Mitarbeiter: Detlev Brewster, Heinz Dunkhase, Wolfgang Ebert, Christian Ferber, Renée Franke, Eckart Hachfeld, Karl Heinz Loges, Volker Ludwig, Heio Müller, Henri Regnier, Gerhard Riedel, Wolfgang Schwade u. a.
Es spielen die Tanzorchester des Norddeutschen Rundfunks, Leitung: Alfred Hause und Franz Thon
Eine Sendung von J. Roering

21.45 Unter uns gesagt
Gespräch über Politik in Deutschland
Leitung: Kurt Wessel

22.30 Tagesschau – Wetter

22.45 Nicky Steen
Fernsehfilm aus der Kriminalserie „Die Verfolger"

18.30 Nachrichten
anschließend:
Aus Bund und Ländern

18.45 Unsere Haustiere
Vögel, die nicht fliegen dürfen

19.00 Die vier Gerechten
Halbstarke
Ein Kriminalfilm

19.30 Heute

20.00 Skinarren in Amerika
Aus dem Skizzenbuch von Renate Harpprecht

20.15 In diesen Tagen...
Zeitgeschehen – nah gesehen
Menschen helfen Menschen

21.00 Zwei Tage von vielen
Ein Fernsehfilm
Von Paul H. Rameau
Mit Viktoria Naelin, Stefanie Wiesand, Gudrun Tiedtke, Verena von Jerin, Hans Altmann, Georg Braun, Ferdinand Dux, Johannes Kolberg, Hans Madin, Boris Mattern, A. Michael Rueffer, Otto Steinmann u. a.
Regie: Ralph Lothar

22.05 Heute
Spätausgabe

DONNERSTAG

17.00 Der Fußball
Ein bulgarischer Zeichentrickfilm

17.05 Skid Kids
Radrennen im Hinterhof
Ein Spielfilm von Don Chaffey

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

20.00 Tagesschau – Wetter

20.15 Interview mit einem Titelbild
Ein Traumberuf – nüchtern betrachtet

21.00 Die höhere Schule
Nach Scholom Aleichem
Von Arnold Perl
Musik: William Kelper
Regie: Wilhelm Semmelroth

22.00 Die Dame mit dem Einhorn
Pariser Tapisserien mit Texten von Rainer Maria Rilke

22.30 Tagesschau – Wetter

22.45 Das Podium
Ein Gespräch über kulturelle Fragen

18.30 Nachrichten
anschließend:
Aus Bund und Ländern

18.45 Auf die Antenne kommt es an
Wie kann der Fernsehempfang verbessert werden?
Das kleine Fernsehspiel

19.00 Die Bürgermeister
Von Gerd Oelschlegel

19.30 Heute

Wir singen nur für Sie heut nacht...
Operettenmelodien von Emmerich Kalman
Es spielt das Sinfonieorchester Graunke
Regie: Bernard Thieme

21.00 Blickpunkt
Unsere Korrespondenten berichten

21.30 Tower, Themse und Tussaud
Eine Manfred-Schmidt-Reportage

22.00 Heute
Spätausgabe
mit Wintersportwetter

FREITAG

17.00 Abenteuer eines Schmetterlings
Puppenfilm

17.10 Der junge Schornsteinfeger (2)
Film aus den französischen Alpen

17.40 Posten 79
Ein Tag an einer Bahnschranke

18.05 Programmvorschau

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

20.00 Tagesschau – Wetter

20.15 Die Erforschung des Mondes
Eine Sendung von Professor Dr. Heinz Haber

21.00 Dr. med. Spencers Rezept
Fernsehfilm aus der Kriminalserie „77 Sunset Strip"

21.45 Tagesschau – Wetter

22.00 Bericht aus Bonn

22.15 Stück für Stück
Fernsehstück von Benno Meyer-Wehlack
Regie: Peter Lilienthal
(Wiederholung)

18.30 Nachrichten
anschließend:
Aus Bund und Ländern

18.45 Sechs Pfund in vier Wochen
2. Was sagt der Arzt dazu?

19.00 Am Sonntag gehört Vati uns
„Wir sind nicht zu Hause"
Mit Sonja Wilken, Peter Carsten, Hannelore Schöner, Hans-Georg Panczak, Maria Stadler u. a.

19.30 Heute

20.00 Die Sportinformation
anschließend:
Wintersportwetter

20.15 Der Kaiser vom Alexanderplatz
Berliner Volksstück von H. Pillau
Regie: Eric Ode

21.45 Muß Venedig sterben?
Ein Filmbericht von J. Jomeyer

22.20 Heute
Spätausgabe

22.30 Vorschau
auf das Programm der kommenden Woche

SAMSTAG

14.30 Der Ameisenferdi (2)

15.05 Ausgerechnet Tatsachen: Studenten

15.35 Hinter der Leinwand
Kino zwischen Geld und Kunst

16.05 Rendezvous mit Jo
Mit Audrey Arno, Christa Williams, Ralf Bendix, dem Eilemann-Trio und den El Dorados

17.00 Baierisches Bilder- und Notenbüchl

17.30 Stärker als Flammen
Dem Gedenken des jüdischen Komponisten Mordechaj Gebirtig

18.00 Der Markt
Wirtschaft für jedermann

20.00 Tagesschau – Wetter

20.15 Der Komödienstadel
mit dem bayerischen Schwank „Die Tochter des Bombardon"
Von Georg Lohmeier

22.00 Tagesschau – Wetter
Anschließend:
Das Wort zum Sonntag

22.15 Berichte von den Bundesligaspielen

16.30 Internationales Reit- und Springturnier

17.30 Vorschau
auf das Programm der kommenden Woche

17.55 Nachrichten

18.00 Samstags um sechs
Aus unseren Studios

18.45 So wird's gemacht
Borsten, Rouge und Rosenöl

19.00 Ewiges Wiener Lied
Kaiser, Nestroy, Pawlatschen
Mit Erich Kunz, Paul Hörbiger, Waltraut Haas, Fritz Muliar, Edd Stavjanik und anderen

19.30 Heute
mit Wochenrückblick

20.00 Geheimbund Nächstenliebe
Menschen helfen Menschen
Fernsehfilm
Von Paul H. Rameau

21.00 Der Kommentar
Professor Dr. Ralf Dahrendorf

21.10 Das aktuelle Sportstudio
mit Berichten von den Bundesligaspielen

22.40 Heute
Spätausgabe

SONNTAG

14.30 Abc und Phantasie
Eine Unterhaltungssendung für Kinder

15.00 Fernfahrer
Der Wels

15.35 Salzige Erde
Die Camargue wandelt ihr Gesicht

16.00 Da wackelt die Leinwand

17.30 Asiatische Miniaturen

18.15 Die Sportschau

19.00 Weltspiegel

19.30 Die Sportschau

20.00 Tagesschau – Wetter

20.15 Graf Ory
Komische Oper in zwei Akten von Gioacchino Rossini
Es spielt das Orchester der Deutschen Oper Berlin unter der Leitung von Hans Hilsdorf
Es singt der Günther-Arndt-Chor
Regie: Dr. Werner Kelch

21.50 Die eiserne Zeit
Luis Trenker erzählt vom Bergsteigen in den Dolomiten

22.40 Nachrichten – Wetter

22.45 Handball-Weltmeisterschaft

15.00 Internationales Reit- und Springturnier

18.15 Nachrichten
mit Sport

18.30 Thüringen
Versperrte mitteldeutsche Heimat

19.00 Die Begegnung mit fremden Propheten
Bilanz der Mission

19.30 Heute
mit Sport
... und heute ins Theater

20.00 Don Gil von den grünen Hosen
Lustspiel von Tirso de Molina
Don Pedro de Mendoza: Eduard Marks / Donna Ines: Ella Büchi / Don Alfonso: Reinhard Jahn / Don Ramon de Guzman: Uwe Friedrichsen / Osorio: Jürgen Kloth / Don Diego: Gerhard Bünte / Donna Juana: Joana Maria Gorvin / Francisco: Joseph Offenbach / Caramanchel: Hans Irle / Donna Antonia Espinosa: Ilse Bally / Donna Clara: Erni Mangold.
Inszenierung: Gustaf Gründgens
Eine Aufführung des Deutschen Schauspielhauses Hamburg

22.00 Heute
Spätausgabe

MONTAG

17.00 Für Sie
Eine Sendung nicht nur für die Frau

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

20.00 Tagesschau – Wetter

20.15 Panorama
Berichte – Analysen – Meinungen

21.00 Heute abend: E. Stankovsky
Mit Annaluise Schubert
Ursula Borsodi
Ursula Köster
Stefania Vela
Werner Saladin
Hannes Stütz
Gene Reed
und Ernst Stankovski

22.15 Reklame muß sein
Eine englische Satire auf die Werbung
Von Colin Pearson
Mit Ronny Brody
Johnny Vivyan
Sheena Marshe
und Blanche Moore
Regie: Bob Godfrey

22.30 Tagesschau – Wetter

22.45 Die sich selbst überlassen sind

18.30 Nachrichten
anschließend:
Aus Bund und Ländern

18.45 Gold und Silber hätt' ich gern...
Von und mit dem Zeichner Stig

19.00 Drei gute Freunde
Die geheimnisvolle Puppe
Abenteuerfilm

19.30 Heute

20.00 Tagebuch

20.15 Forschung mit Robotern
Die Eroberung des Weltraumes
Ein Bericht v. Heinr. Schiemann

Der besondere Film

21.00 La pointe Courte
Französischer Spielfilm
Mit Silvia Monfort, Philippe Noiret u. a.
Regie: Agnes Varda

22.20 Heute
Spätausgabe

DIENSTAG

17.00 Wir erfüllen Wünsche aus der Kinderpost
Renate Wostrak singt mit dem Kinderchor
Ilse Obrig erklärt Zauberkunststücke und Wettspiele
Johanna Schüppel zeigt ein neues Spiel von Teddy Teddybär
(Kinderstunde)

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

20.00 Tagesschau – Wetter

20.15 Es darf gelacht werden
Mit Werner Schwier
Eine Gemeinschaftssendung des WDR und HR

21.00 Steht's in den Sternen?
Eine Unterhaltungssendung mit Marianne Koch

21.45 Film im Wandel – eine Bestandsaufnahme
3. Deutscher Film – ein hoffnungsloser Fall?
Ein Bericht von Hans Rolf Strobel und Heinrich Tichawsky

22.30 Tagesschau – Wetter

22.45 Schuhe aus Griechenland
Ein Fernsehfilm aus der Kriminalserie „Die Verfolger"

18.30 Nachrichten
anschließend:
Aus Bund und Ländern

18.45 Unterm Lampenschirm
Das Bargespräch

19.00 Unterwasserjagd
Unterwasserreporter berichten

19.30 Heute

20.00 Der Sportspiegel
1. Der Leibeigene
Italienische Abenteuer des Fußballspielers Karl-Heinz Schnellinger
2. Charlie Mills, der Traberkönig

20.30 Die Befreiten
Österreicher in der Neutralität

Europäisches Theater

21.15 Die Fontäne von Bachtschissarai
Ballett nach Alexander Puschkin
Von Boris Wladimirowitsch Assafjew
Es tanzt das Ballett des Bolschoitheaters, Moskau
Aufzeichnung einer Übertragung aus der Kongreßhalle im Kreml

22.15 Heute
Spätausgabe

MEHR STEHT IN DER PROGRAMMZEITSCHRIFT BILD UND FUNK

BRIEFE UNSERER LESER

Sämtliche hier ganz oder in Auszügen veröffentlichten Briefe aus Leserkreisen geben allein Ansichten und Auffassungen der Einsender wieder — nach dem gesetzlich garantierten Recht auf freie Meinungsäußerung. Verlag und Redaktion identifizieren sich weder dem Geist noch dem Buchstaben nach mit ihrem Inhalt.

BUSEN

Zum Inhalt der BUNTEN.

Ihre BUNTE-ILLUSTRIERTE ist wirklich eine Zeitschrift, die den Menschen anspricht und die nicht ausgefüllt ist mit Busen usw. (was aber nicht heißen soll, daß ich ein Kostverächter bin).

Guntram Griss
Feldkirch-Tosters/Vorarlberg

MEPHISTO LÄCHELT

Zum Tatsachenbericht „Monte Carlo — 100 Jahre Spielkasino" und zum Leserbrief „Kennen Sie Mumeltein?", Heft 48/63.

Es ist ein weiter Weg from Germany nach San Francisco, und so kam ich auch erst jetzt dazu, die letzten Fortsetzungen Ihres ausgezeichneten Tatsachenberichts über das Spielkasino Monte Carlo zu lesen. Ganz hervorragend, was Ihr Autor, Mister B. Ruland, da an facts zusammengetragen hat. Aber das hat ja der abgedruckte Brief von Dr. Görig („Kennen Sie Mumeltein?") bereits bestätigt. Da ich im Sommer wieder für vier Monate nach Europa komme, habe ich eine Frage: Könnten Sie mir bitte fünf Exemplare jener Fortsetzung reservieren, in der der Besuch unseres ermordeten Präsidenten John F. Kennedy in der berühmten Spielbank geschildert wird? Ich würde diese Hefte dann bei Ihnen abrufen, weil ich sie für eine eigene Arbeit brauche. Many thanks!

Dr. phil. A. Balahan-Cleff
San Francisco/Calif./USA

(Anmerkung der Redaktion: Die fünf Hefte sind bereits per Luftpost unterwegs! — Im übrigen erscheint dieser Tatsachenbericht am 15. März 1964 als Buch unter dem Titel „Mephisto lächelt" im Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich. Umfang 450 Seiten, Leinen gebunden. Zum Preis von 19.80 DM wird die deutsche Buchausgabe auch in allen Buchhandlungen der Bundesrepublik zu haben sein.)

CENTRAL INTELLIGENCE AGENCY

Zum Leserbrief „Gegenseitig von Nutzen" (Zuschrift des Gefangenen Nr. 4884/63), Heft 6/64.

Beim Abdruck meines Briefes ist ein Fehler unterlaufen. Es handelt sich nur um einen winzigen Buchstaben, welcher aber — unter Umständen — unübersehbare Komplikationen hervorrufen kann. Es heißt da nämlich wörtlich: „... ein Ausländer, der für die amerikanische CIO (Congress of Industrial Organization) gearbeitet hat." Das ist aber nicht richtig. Vielleicht habe ich mich verschrieben, oder Sie konnten die Buchstaben nicht gut lesen. Auf jeden Fall aber sollte es CIA (Central Intelligence Agency) heißen. Für die habe ich nämlich gearbeitet. — Damit also die geehrten Herren der CIO keine Salven auf einen armen Gefangenen abfeuern, bitte ich um Korrektur. Zwar werden die CIA-Leute genausowenig Freude daran haben, doch die können es vertragen. — Im übrigen bin ich immer noch groß dabei, meinen Roman (Titel: „365 Tage Angst") zu schreiben, der sich mit einer bitteren Seite unserer Gegenwart befaßt: der gefährlichen Kleinarbeit von unzähligen Männern hinter der Berliner Mauer. Zur besseren Information möchte ich noch betonen, daß mein letzter „Ausflug nach drüben" am 5. November 1963 stattfand, also noch relativ frischen Datums ist. Und das will was heißen!

Jozip Stepanocich
Nürnberg

(Anmerkung der Redaktion: Der Brief liegt im Original vor. Die Personalien des Einsenders wurden geändert.)

OLYMP — OLYMPIA — OLYMPIADE

Zum Farbbericht über die Olympischen Winterspiele 1964 „Das war Innsbruck", Heft 8/64.

... der Olymp (altgriechisch: Olympos) ist der höchste Berg (2918 m) Griechenlands an der alten thessalonisch-mazedonischen Grenze. Die alten Griechen vermuteten auf ihm den Sitz ihrer Hauptgötter. Olympia hingegen ist die weltberühmte Stätte der Olympischen Spiele des Altertums. Sie liegt an der Westküste des Peloponnes in der Landschaft Elis. Dort wurden bereits rund 800 Jahre vor Christi Geburt olympische Spiele (Olympiaden) abgehalten, die danach alle vier Jahre wiederholt wurden. Sie bestanden hauptsächlich aus Pferderennen, Leibesübungen und sportlichen sowie wissenschaftlichen und künstlerischen Wettkämpfen. Zu Beginn der Olympiaden wurde mit Hilfe der Sonne ein festliches Feuer entzündet ...

Annemarie Kopp
Berlin-Halensee

VON PONTIUS ZU PILATUS: ESSIG

Zum Tatsachenbericht „Deutsche Botschaft Moskau", Heft 9/64.

Ich hoffe sehr, daß dieser Bericht endlich auch einmal Aufschluß bringen wird über jene 50 Millionen Goldmark, die seinerzeit von der deutschen Reichsregierung — unter Kaiser Wilhelm II. — an Lenin bzw. die Sowjets gezahlt wurden. Hat das deutsche Volk damals eigentlich etwas davon gewußt? Handelte es sich um Steuergelder? Und wie wurden diese Zahlungen verbucht? Hat die damalige Regierung damit nicht ihren eigenen Metzger finanziert? — Wenn man Klarheit über diese spektakuläre Sache haben will, muß man wahrhaftig an „Pontius und Pilatus" schreiben und — erfährt doch nichts. Ich habe mich bereits an Bonn gewandt, aber auch da war die Antwort — Essig!

Erhard Jauch
Schwenningen am Neckar

(Anmerkung der Redaktion: Bernd Ruland, Autor des Tatsachenberichts „Deutsche Botschaft Moskau", wird an Hand authentischer Quellen und Dokumente auch dieses makabre Kapitel in einer der nächsten Fortsetzungen ausführlich behandeln.)

KUBANISCH

Zur Reportage „Moskau: Nach Ulbricht kam Castro", Heft 6/64.

Aus diesem Bericht geht hervor, daß sich „El Barbudo" (der Bärtige; gemeint ist Fidel Castro. — Die Redaktion), in Rußland am Rodeln erfreute und Chruschtschow ihm heftig versicherte, Kuba beizustehen, falls es durch Amerika angegriffen würde. — Lassen Sie mich Ihnen einiges über diese tragische Insel (Kuba) hinzufügen: Mehr als 75 000 ihrer Bewohner werden als politische Häftlinge gefangengehalten und auf demütigende, gewaltsame und despotische Art behandelt. In alten — seit 200 bis 300 Jahren nicht mehr benutzten — Festungen aus der Kolonialzeit verdämmern sie dort in unterirdischen, wasser- bzw. feuchtigkeitsdurchlässigen Zellen, die von Ratten, Schlangen und anderem Ungeziefer heimgesucht sind. Auf der Pinieninsel — gegenüber der Südküste — sind 10 000 Häftlinge

in einem Areal eingesperrt, das größenmäßig nur 5000 Menschen Platz bietet. Gemeine Verbrecher — ähnlich den „Urkis" in russischen Lagern — sind als „Vertrauensmänner" zur Bespitzelung eingesetzt. Die Verpflegung spottet jeder Beschreibung: Verfaulte Bohnen gelten als besonderer Genuß, obwohl sie bei 95% aller Insassen blutiges Erbrechen und Ruhr verursachen. Während der Invasion von Playa Girón (kubanischer Name für Bahia de los Cochinos — zu deutsch: Schweinebucht) wurde den Gefangenen befohlen, für die Niederlage der Angreifer zu beten! Die Frauen aber werden dort mit Gewehrkolben geschlagen, mittels Wasser aus Feuerwehrschläuchen zu Boden geschleudert, mit Lesbierinnen und kranken Prostituierten zusammengesperrt und von den männlichen Aufsehern mißhandelt und geschändet ... *Vladimir Budzinski*

Officier Interprète
R. M. S. „Ivernia"/Cunard Line
z. Z. London W 14

DER BOTSCHAFTER ZWEIFELT

Zu „Fragen von heute"

Vor geraumer Zeit las ich in einer deutschen Zeitschrift, daß es irgendwo eine Familie gibt, die 28 Kinder hat, darunter elfmal Zwillinge. Bei einer der hier üblichen Partys habe ich das zum besten gegeben. Verschiedene Anwesende — darunter der deutsche Botschafter — bezweifelten dies, und alsbald entspann sich darüber eine wilde Wetterei. Meine Frage: Können Sie mir mitteilen, in welcher Stadt sich diese Familie befindet bzw. wo sie wohnt? Alles Weitere kann ich dann von hier aus veranlassen.

Oscar Scharr
Bangkok/Thailand

(Anmerkung der Redaktion: Mit elf Zwillingspärchen in einer Familie können wir Ihnen leider nicht dienen. Wir selbst haben diese Meldung auch nicht gebracht und entsinnen uns auch nicht, dergleichen in der deutschen Presse gelesen zu haben. Aber vielleicht genügt es Ihnen, zu erfahren, daß UPI am 12. Juli 1961 aus Jacksonville (Florida) berichtete, daß in der dortigen „Duval Klinik" die 37jährige Mrs. Pearson — zum siebten Male hintereinander! — von Zwillingen entbunden wurde.)

UNTERSCHRIFT GEFÄLSCHT

Zum Leserbrief „Angeklagt und verurteilt", Heft 6/64, und zum Mailänder Prozeßbericht „Gerechtigkeit für Südtirol", Heft 52/63.

Aus beiliegenden Fotokopien verschiedener Rechnungen, Quittungen und Gerichtsdokumente ist es leicht und einfach, meine Schreibweise und Unterschrift zu erkennen. Denn der Ihnen zugegangene (veröffentlichte) Brief muß eine Fälschung sein! Sie hatten sich zwar Ihrer Dokumentationspflicht korrekt entledigt, indem Sie bei mir anriefen, doch wollte es das Unglück, daß ich an diesem Tag nicht in Innsbruck war und meine Frau Ihnen bestätigen konnte, daß ich häufig Besuch von Journalisten aus Österreich, Italien, der Schweiz und Deutschland bekomme, woraus Sie auf die Echtheit des Ihnen zugegangenen Briefes schließen durften. Dennoch muß ich erklären, daß es sich nur um ein Falsifikat handeln kann, mit dem bestimmte Absichten verbunden sind, zumal hier jeder weiß, daß ich mich nach Kräften für das soziale Wohl und Wehe der Angehörigen einsetze, deren Männer in Mailand vor Gericht stehen. Ich bitte Sie daher um vergleichende Prüfung Ihrer Unterlage mit den beigefügten Fotokopien ...

Kurt Welser
Innsbruck

(Anmerkung der Redaktion: Die zwölf Fotokopien aus den Jahren 1961 bis 1963 zeigen sämtlich deutlich übereinstimmende Merkmale, die in der Unterschrift des veröffentlichten Briefes fehlen. Kontrollen mit der Lupe lassen überdies erkennen, daß der Briefunterzeichner Oberlängen verwendete, die in keiner der zwölf fotokopierten echten Unterschriften vorkommen. Demnach handelt es sich bei dem uns seinerzeit übermittelten Brief, dessen Lauftext mit Maschine geschrieben ist, mit aller Wahrscheinlichkeit um eine bewußte Fälschung.)

HUNTER: SIE UND ER



Joachim Hansen ist sich mit dem Produzenten Ernst Neubach in die Haare geraten. Hansen hat Neubach auf rückständige Gage verklagt, die ihm seiner Meinung nach für seine Rolle in dem Film „The Cavern", der von Neubach in deutsch-italienischer Coproduktion in Jugoslawien, mit Rosanna Schiaffino und John Saxon in den Hauptrollen, gedreht wurde, noch zusteht. Neubach hat dagegen den Filmstar für „kontraktbrüchig" erklärt und will ihn auf 250 000 Mark Schadenersatz verklagen. Hansen war bei den Filmaufnahmen verunglückt und hatte sich eine Knieverletzung zugezogen. Er mußte ein paar Tage pausieren. Neubach beziffert den Verlust, den die Produktion dadurch erlitten habe, allein schon auf 150 000 Mark. Hansen fuhr nach seiner Genesung nach München zurück, da der Regisseur des Films, Dr. Edgar Ulmer, seine Rolle wegen des Unfalls umgeschrieben hatte und ihn „sterben" ließ. Hans von Borsody spielte an Hansens Stelle weiter. Jetzt werden sich die Richter mit dem Fall befassen müssen.

Daliah Lavi, israelischer Filmstar mit zweijähriger militärischer Ausbildung, die mit ihrer Rolle in dem Film „Brennender Sand" 1960 schlagartig berühmt wurde und seither zu den internationalen Spitzenstars zählt, kam ihre Waffenkenntnis jetzt sehr zugute. Die rassige Daliah spielte in dem Film „Old Shatterhand" die Squaw „Paloma", eine Halbindianerin, die bei der Verteidigung eines Forts eine Handvoll Banditen in Schach halten muß. Daliah ging so gewandt mit dem Gewehr um, daß alle Kollegen, voran Lex Barker (Old Shatterhand) und Pierre Brice (Winnetou), hellauf begeistert waren. Die Dreharbeiten in Jugoslawien waren nicht ungefährlich. Als Daliah durch eine unwegsame Gegend zum Drehplatz fuhr, geriet sie in einen schweren Steinschlag, der das Dach des Wagens völlig eindrückte. Daliah blieb unverletzt, sie hatte sich geistesgegenwärtig in den Fond des Wagens fallen lassen. „Auch das Deckungnehmen habe ich beim Militär gelernt", war ihr Kommentar.







Marisa Mell hat einen Hollywood-Vertrag, der sie sieben Jahre lang exklusiv an den Produzenten und Manager Charly Feldman binden sollte, abgelehnt. „Wenn Charly eine richtige Rolle für mich hat, werde ich sicher bei ihm spielen, aber ich lasse mich nicht mit Haut und Haaren einkaufen", sagte mir Marisa. Feldman, der Stars wie Capucine und Angie Dickensen gemacht hat, scheint aber nicht nur beruflich an Marisa interessiert zu sein, er ist ihr auch privat sehr zugetan. Viele Blumensträuße, die in Marisas Londoner Hotelzimmer abgegeben wurden, beweisen es. Aber auch auf dem „Privatsektor" hat Charly bis heute noch keine Fortschritte gemacht, denn Marisa ist nach wie vor mit dem Argentinier Henry Tucci verlobt. Charly jedoch ließ sich nicht entmutigen. Er versuchte jetzt, Marisa bei Sam Bronston unterzubringen, der mit seinen Monsterfilmen berühmt geworden ist. Marisa flog jedenfalls einmal zur persönlichen Kontaktaufnahme nach Madrid.

Kirk Douglas, Hollywoodstar, der sich zur Zeit auf einer „Good-Will-Tour" rund um die Welt befindet, ist nicht sehr gut auf die New Yorker Kritiker zu sprechen. Kirk war zuletzt der Hauptdarsteller des Broadway-Stückes „Don't fly over the cookoos nest", das von dem Kritiker der „New York Times" ziemlich verrissen wurde. „Hollywood ist heute wieder aktiv, aber der Broadway steckt in einer Krise", sagt Kirk. „Es ist heute in New York sehr teuer, ins Theater zu gehen. Nur noch sehr gute Kritiken können das Publikum anlocken. Die Kritiker sind aber heute so mächtig, daß sie ein Stück, das den Produzenten viel Geld gekostet hat, mit ein paar Sätzen vernichten können. Besonders der Kritiker der »Times« steht oft im Widerspruch zu seinen Kollegen. Ich finde es ungesund, daß ein einziger Mann über das Wohl und Wehe des Theaterlebens am Broadway entscheiden kann." Kirk will sich jetzt wieder ausschließlich ums Filmgeschäft kümmern.



Romy Schneider und Hollywoodstar George Peppard, beide Hauptdarsteller des Films „Die Sieger", besuchten während ihres Münchner Aufenthaltes auch die Galerie Schumacher, in der sie Bilder begutachteten. Die Kunstausstellung war von der Columbia-Film unter dem Motto „Plaisir d'Amour" veranstaltet worden. Anlaß für diese Aktion war der Start des Films „Plaisir d'Amour", in dem Jean Seberg eine Malerin spielt. 2411 Gemälde, Plastiken und Grafiken waren zu dem besonderen Wettbewerb eingeschickt worden. Eine strenge Jury, unter dem Vorsitz von Professor Hartmann und der Assistenz von Professor Mac Zimmermann, suchte die besten Werke aus. Siegerin wurde eine 84jährige deutsche „Grandma Moses" aus Bad Godesberg mit einem Landschaftsbild.

Herzliche Grüße Ihr



Was verträgt dieses Plastiksieb?

Viel, sogar siedendes Wasser, wie Sie hier sehn – denn das Sieb ist aus Hostalen! Hostalen-Artikel sind aber nicht nur beständig gegen kochendes Wasser, sie sind auch bruchsicher und formstabil. Millionen Hausfrauen schätzen diese guten Eigenschaften. Hostalen gibt es in vielen schönen Farben.



Sicher gehn – nimm Hostalen!



BUNTE KRIMINAL-GESCHICHTE



„Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein!" sagte Cäsar und wurde prompt von hageren Verschwörern umgebracht. Aber nicht alle Dicken sind so gemütlich, wie Cäsar meinte. Mort Bonner mit seinen fast drei Zentnern hätte dann ein Ausbund von Menschenfreundlichkeit sein müssen. Er war es mitnichten. Lag es daran, daß er gegen seine Jocelyn auch auf der Waage keine Chance hatte?

Ausgewählt von Alfred Hitchcock

Pfund um Pfund

Von Jay Street

Die Bettücher waren heiß und zerknautscht. Ärgerlich vor sich hinbrabbelnd, kickte Mort Bonner das Deckbett beiseite. Voll und rund schien der Mond durchs Schlafzimmerfenster, und sein fahles Licht tauchte alles in ein geheimnisvolles Silberschwarz.

Gähnend rollte sich Mort Bonner auf die andere Seite. Der feiste Leib war ihm merklich im Wege. »Meine Güte, bin ich fett geworden«, dachte er erschrocken. Dann seufzte er: „Aber sie — sie ist noch viel fetter."

Das Kopfkissen war mit feinsten Eiderdaunen gefüllt. Dennoch war es, durch den Druck seines Kopfes zusammengepreßt, Mort Bonner jetzt unbequem geworden, und er versetzte ihm einen wütenden Fausthieb.

Als er sich schließlich dabei ertappte, daß er mit den Fingern auf die Nachttischplatte trommelte, wußte er, so schnell würde er nicht mehr einschlafen. Aber was hatte ihn aufgeweckt?

Auf einmal wußte er es. Es war ein Geräusch gewesen. Ein Geräusch aus dem Untergeschoß des Hauses.

Er richtete sich auf, um besser lauschen zu können. Es konnte natürlich Jocelyn sein, seine Frau, die sich wieder einmal heimlich an den Eisschrank heranpirschte, um sich mitten in der Nacht mit Leckereien vollzustopfen. Die Geräusche — jetzt hörte er sie wieder — klangen schwach und verstohlen, aber auch Jocelyn bewegte sich immer bewußt leise, damit er von ihren Freßorgien nichts merken sollte. Trotzdem . . .

Mort schwang sich mühselig über die Bettkante. Er fuhr in die Pantoffeln und erhob sich von den hörbar aufatmenden Sprungfedern. Er schlich zur Tür, die hinüberführte zu Jocelyns Schlafzimmer, und öffnete sie einen Spalt weit.

Es war schon eine Reihe Jahre her, daß sie getrennte Schlafzimmer hatten. Und als Mort nun die unförmigen Massen seiner Frau unter der Steppdecke erblickte, war er wieder heilfroh, daß sie getrennte Zimmer hatten. Liebe Güte! Wie war diese Frau auseinandergegangen! Sie lag da wie ein Hefekloß.

Indes — wenn Jocelyn dalag, woher kamen die Geräusche im unteren Stockwerk?

Mort tappte wieder in sein Zimmer, wand sich einen rosaroten Morgenrock um den Leib und näherte sich der Wendeltreppe. Lauschend hielt er inne. Jetzt war alles still.

Schon wollte er kehrtmachen, da hörte er es wieder. Es klang wie ein leises Scharren. Konnte das sein? Ein Einbrecher in seinem Haus? Das konnte ja gefährlich werden.

Unentschlossen stand er da. Schweiß perlte ihm den Specknacken entlang. Doch wieder hatte sich Stille über das Haus gesenkt. Vielleicht war alles nur Einbildung? Oder das Haus setzte sich. Jemand hatte ihm erzählt, daß ein Haus eine Zeitlang brauche, um sich zu setzen. Aber wie lang? Das seine war nun schon zehn Jahre alt.

Gleichwohl — er beschloß, nach dem Rechten zu sehen. Geräuschlos schlich er die Treppe hinunter und verharrte vor der Tür zum Wohnzimmer. Langsam schob er sie auf.

„Ist da jemand?" fragte Mort töricht.

Ein Rascheln, ein Poltern, dann griff ein gleißender Lichtstrahl nach Morts Gesicht. Geblendet stand er da.

„Rühren Sie sich nicht von der Stelle", sagte eine Stimme, die aus der Richtung des Taschenlampenstrahls kam. „Und nehmen Sie schön die Hände hoch. Sonst knallt's."

Die Stimme klang rauh, aber nicht brutal, eher geschäftsmäßig. Trotzdem erstarrte Mort wie ein Kaninchen beim Anblick einer Kobra. Seine Hände griffen hilflos in die Luft. Sein Herz pochte wie ein gejagter Motor.

„Kommen Sie 'rein", befahl die Stimme.

Mort trat ganz ins Wohnzimmer und versuchte, etwas zu sagen, obwohl seine Zunge trocken war wie ein Zunderschwamm.

„Nehmen Sie Platz."

„Was?"

„Hinsetzen sollen Sie sich. Kapieren Sie denn nicht? Nehmen Sie sich einen Stuhl."

Der Laternenstrahl dirigierte ihn zu einem Sessel. Mort sank gebrochen hinein und wimmerte: „Nehmen Sie, was Sie wollen. Aber verschwinden Sie!"

„Ich habe mit keiner Störung gerechnet. Aber da Sie schon einmal da sind, könnten Sie mir ja helfen. Zum Beispiel könnten Sie mir sagen, wo das Tafelsilber liegt."

„Im Büfett", stammelte Mort. „Nehmen Sie, was Sie mögen. Ehrlich. Mir ist es Wurst. Wir sind gegen Einbruch versichert."

„Tatsächlich?" Die Stimme verriet ungeheucheltes Interesse. „Dann ist es für beide Seiten gut. Passen Sie auf, da fällt mir was ein. Wie wäre es, wenn wir das Licht anmachten und uns zusammensetzten?"

„Zusammensetzten?"

„Ja. Zu einer geschäftlichen Besprechung."

Was blieb Mort anderes übrig? „Bitte", würgte er hervor.

Die Taschenlampe erlosch. Statt dessen flammte der Lüster auf, und Mort Bonner erblickte nun seinen Einbrecher. Der Mann war von kurzer Statur und trug eine umgefärbte Uniformjacke. Dazu schmutzige Turnschuhe und Wollhandschuhe. Sein zerknittertes Fuchsgesicht blickte Mort mit kühlem Interesse an.

„Also los", sagte der kleine Mann höflich. Er legte Taschenlampe und Revolver — eine handliche, gedrungene Waffe mit kurzem Lauf, bei deren Anblick Mort ein Schauer überkam — auf den Tisch.

„Was wollen Sie?" fragte Mort.

„Was ich will!" kicherte der Einbrecher. „Was denken Sie denn? Ich will das beste Geschäft machen, das geht. Und vielleicht wird es auch für Sie ein gutes Geschäft."

„Für mich?"

„Sicher. Sie müssen mir nur helfen, hier eine gute Beute zu machen, dann können Sie einen Haufen von der Versicherung kassieren. Das ist doch nichts Ungewöhnliches. Im Ernst. In Flushing habe ich mal ein Haus ausgeräumt, 'ne schnieke Villa. Und was macht der Kerl? Er streicht von der Versicherung zweitausend Eier mehr ein, als ich geklaut habe. Glauben Sie mir, so'n Einbruch kann für beide Seiten ein lukratives Geschäft werden."

„Ja, ja", stotterte Mort. „Jetzt nehmen Sie nur, was Sie wollen, und verschwinden Sie."

„Sie kapieren es immer noch nicht. Ich will wirklich ins Geschäft kommen mit Ihnen. Wollen Sie sich denn wirklich die Gelegenheit entgehen lassen? Sie können den Verlust vermutlich sogar von der Einkommensteuer absetzen."

„Bitte . . ."

Der Einbrecher sah ihn verständnislos an, schon ein bißchen beleidigt. „Nun hören Sie mal! Ich will Ihnen helfen, und Sie . . ."

„Ich will aber nicht, daß Sie mir helfen!"

„Nee? Das ist aber dumm." Der kleine Kerl rutschte irritiert auf seinem Stuhl herum. „Schauen Sie, ich will hier nicht mit einem Sack voll Löffeln und Gabeln abziehen. Auf die Hehler ist heutzutage auch kein rechter Verlaß mehr. Der Zwischenhandel frißt alle Gewinnspannen auf. Seien Sie vernünftig, Mann. Sie helfen mir, ich helfe Ihnen. Nun, sagen Sie schon was!"

Morts Angst war allmählich geschwunden. Die Argumente des Einbrechers klangen einleuchtend. Der Kerl sprach wie ein Geschäftsmann, kühl und vernünftig. Wie ein Mann, der weiß, daß ein Geschäft eben ein Geschäft ist.

Mort räusperte sich. Ihm war plötzlich ein Einfall gekommen. „Hm. Vielleicht können wir uns einigen."

„Aha!"

„Aber — wahrscheinlich gefallen Ihnen meine Bedingungen nicht."

„Nur heraus damit. Machen Sie mir ein Angebot."

Mort massierte sein Kinn. „Sie haben recht mit den silbernen Löffeln und dem Zeug. Was wir an Besteck im Haus haben, stammt von der Aussteuer meiner Frau. Lauter häßliche geschmacklose Protzdinger. Dafür kriegen Sie nicht viel. Und Bargeld haben wir auch nicht viel da — hundert Dollar vielleicht. Meine Frau hat einen Nerzmantel, aber der ist gerade beim Kürschner zum Weitermachen. Sie besitzt auch ein paar Juwelen, aber nicht einmal ich weiß, wo sie den Glitzerkram aufhebt."

„So, so. Und?"

Mort kratzte sich den Schädel. „Unser ganzes Geld ist auf der Bank."

„Nee, nee." Das hagere Gesicht des Mannes wurde hart. „Ich nehme keine Schecks. Die könnten Sie ja wieder sperren."

„Moment mal. Sie wissen ja gar nicht, worauf ich hinauswill."

„Schön, worauf?"

„Wenn Sie mir einen Gefallen tun, dann schreibe ich Ihnen einen Scheck aus, den ich bestimmt nicht sperren kann."

„Unfug!"

„Nein, ich meine es wirklich. Wenn Sie das tun, was ich von Ihnen will, dann kann ich den Scheck nicht sperren, ohne selber in die Klemme zu kommen."

Der Einbrecher schielte ihn schräg an. „Klingt ansprechend. Also, worum geht's?"

Mort lehnte sich zurück und wünschte, er hätte jetzt eine Zigarre. „Vielleicht sind Sie an meinem Angebot auch gar nicht interessiert, mag sein. Es geht nämlich ein bißchen über bloßen Einbruch hinaus. Ich habe mir schon oft gedacht, ob ich mir nicht einen Berufsgangster dafür anheuern sollte . . ."

Der Mann zog eine beleidigte Miene. „Ich bin kein Amateur, glauben Sie mir. Ich bin seit meinem sechzehnten Lebensjahr als Einbrecher tätig. Viermal wurde ich verhaftet, und einmal habe ich ein Jahr in Leavenworth abgesessen."

„Hm, ich meine nicht einen Berufseinbrecher. Es geht um mehr."

„Ich habe eine Menge Dinger gedreht. In Jersey war ich im Glücksspielgeschäft. Und ich habe auch schon Banküberfälle hinter mir. Sie können fragen, wen . . ."

„Sie verstehen mich nicht." Mort begann wieder zu schwitzen. „Ich dachte an jemand, der einen Revolver nicht nur mit sich herumschleppt."

Kurzes Schweigen. Dann sagte der Kleine: „Ach so, ich soll jemand umlegen. Nun, ich will mich nicht brüsten . . ." Er verstummte, die Augenbrauen zusammengezogen. „Sind Sie verheiratet?"

„Eben!"

Einen Moment lang war der andere verwirrt. „Ich weiß nicht recht. Ein paar habe ich schon kaltgemacht. Aber 'ne Frau noch nie. Das ist nicht meine Kragenweite."

„Ich habe ja gesagt, wahrscheinlich interessiert Sie mein Angebot nicht . . ."

„Ich habe nicht nein gesagt — oder? Ich warte nur auf Ihr präzises Angebot. In so einer Sache darf man schließlich nichts überstürzen."

„Natürlich nicht", entgegnete Mort hastig. „Doch zunächst noch eine Frage: Wie sind Sie hereingekommen?"

„Durchs Fenster."

„Stand es offen?"

„Nein. Ich habe ein Loch in die Scheibe geschnitten und dann den Griff 'rumgedreht. Sie haben mich doch nicht gehört?"

„Nein. Bestimmt nicht."

Der Einbrecher schmunzelte stolz. „Ich verstehe mein Handwerk."

„Sie haben's also ganz so gemacht, wie es die Berufseinbrecher tun? Ich meine, wenn die Polizei das Fenster untersucht, wird sie den Schluß ziehen, daß das nicht vorgetäuscht ist."

„Natürlich nicht", antwortete der andere beleidigt. „Die sehen doch auch, wo ein Fachmann am Werk war."

„Gut. So kann ich also nicht in Verdacht geraten. Der Rest ist simpel. Das Schlafzimmer meiner Frau liegt im ersten Stock, zweite Tür links. Sie schläft immer sehr fest. Es wird eine Leichtigkeit sein, sich in ihr Zimmer zu schleichen, die Pistole auf sie zu richten und . . ."

„Nee, nee." Der Mann schüttelte entsetzt den Kopf. „Einen Schuß abzufeuern, ist viel zu riskant. Und außerdem . . ." Er grinste linkisch. „. . . der Revolver ist gar nicht geladen. Bei einem einfachen Einbruch wie dem hier darf man sich auf nichts einlassen. Das ist es nicht wert."

„Hm. Sie könnten's ja auch auf andere Art tun. Vielleicht könnten Sie sie ersticken. Sie schläft unter einem großen Daunenkissen. Wäre das nichts?"

Der Verbrecher erwog den Vorschlag. „Ja", sagte er dann. „Ein Kissen ist gut. Da hat man kein Theater mit dem Geschrei."

„Fein. Dann sollten Sie mich fesseln oder mir sogar eins über den Kopf geben. Nicht zu hart natürlich. Es muß nur überzeugend aussehen. Und Sie könnten auch ein paar Sachen mitgehen lassen. Da hätte ich nichts dagegen."

Der Einbrecher erhob sich und ging nachdenklich auf und ab. „Ich weiß nicht recht. Es klingt ganz nett. Aber danach kann ich eine Zeitlang nicht mehr in der Nachbarschaft arbeiten. Verstehen Sie mich? Und es ist eine fette Gegend."

„Ich würde Ihnen einen dicken Scheck geben. Das würde sich doch rentieren für Sie, nicht wahr? Und Sie können sich ja ein neues Aktionsgebiet aussuchen. Wie wäre es denn mit Scarsdale? Dort wohnen doch noch reichere Leute als hier."

„Scarsdale ist schwierig." Der Mann mit dem Fuchsgesicht zögerte. „Ich weiß immer noch nicht recht. Na — machen Sie mir mal ein Angebot."

„Wie wär's mit tausend Dollar?"

„Sind Sie jeck? Einen Tausender für so eine Drecksarbeit? Nee, nee, nicht mit mir."

„Na schön. Zweitausend. Schließlich haben Sie ja mir den Tip zu verdanken. Dafür sollten Sie mir auch einen Preisnachlaß geben."

„Fünftausend."

„Fünf?" keuchte Mort. „Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!"

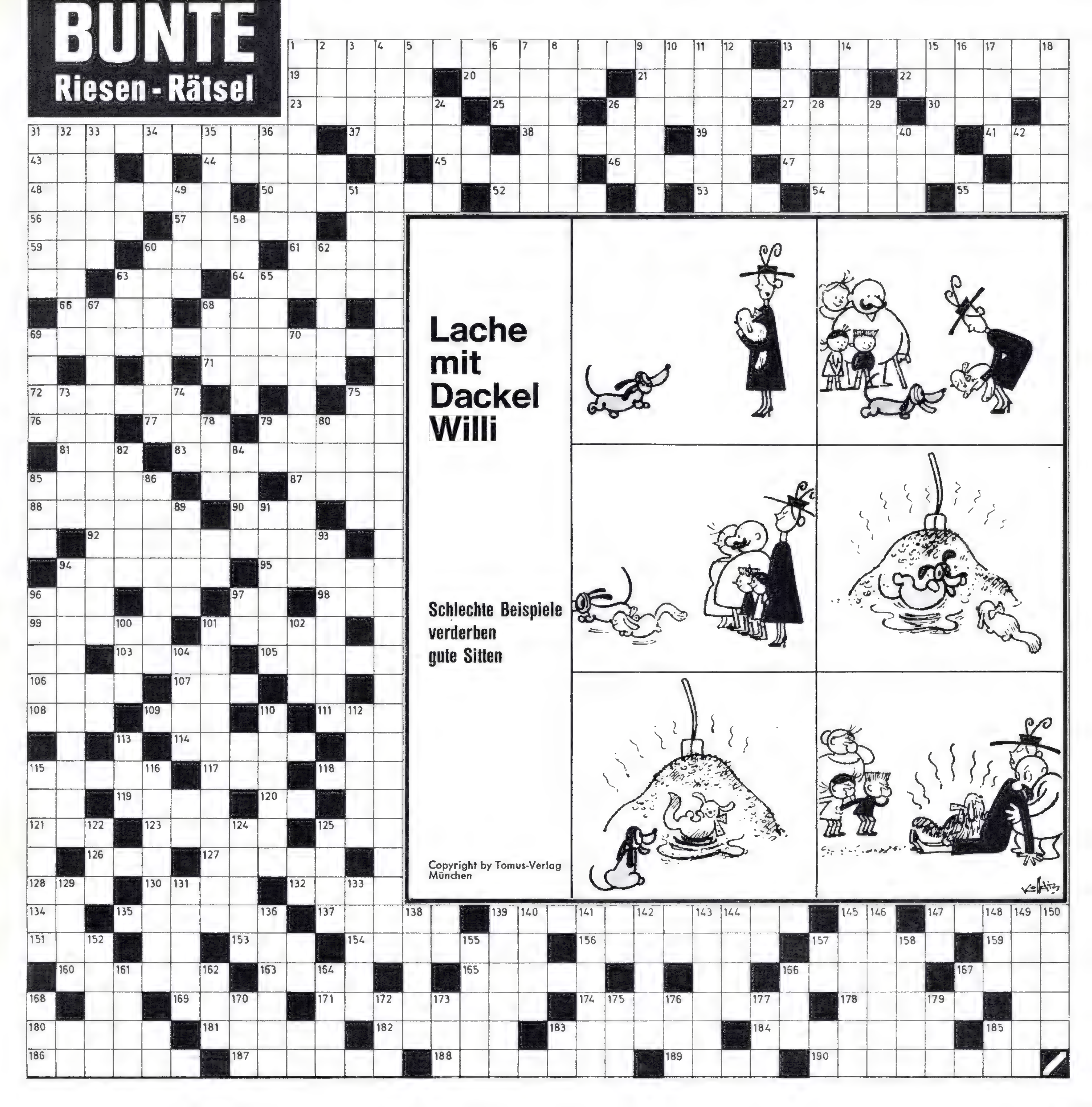
„Sicher ist das mein Ernst. Hören Sie zu, Mann, unsereiner will ja auch leben. Und die Preise steigen von Monat zu Monat."

„Dreitausendfünfhundert", sagte Mort brüsk. „Das ist mein letztes Angebot."

Der Einbrecher rechnete etwas im Kopf nach. „Hm. Nehmen wir an, ich kann dreihundert Eier für das Tafelsilber kriegen. Nee, sagen wir hundertfünfzig. Das wären dann dreitausendsechshundertfünfzig." Er blickte mißtrauisch auf. „Das mit Ihrem Scheck geht doch in Ordnung?"

Mort nickte eifrig. „Natürlich ist mein Scheck gedeckt. Wofür halten

Fortsetzung auf Seite 87



WAAGRECHT: 1 Teil der Tiroler Kalkalpen, **13** Wappenbild Bremens, **19** „genannt", **20** Feldherr Davids, **21** Viereck, **22** Dimension, **23** Kartenspiel, **25** Wappenvogel, **26** dt. Tanzpädagoge, **27** Sinnesorgan, **30** Windschatten, **31** Südfrüchte, **37** Vakuum, **38** Gestalt a. „Die Perlenfischer", **39** russ. Saiteninstrument, **41** ländl. Besitz, **43** Isèrezufluß, **44** Tanz, **45** Auszeichnung, **46** prinzl. Feldherr, **47** Slalom, **48** Kosakenpeitsche, **50** Melonengewächs, **52** Geflügel, **53** Strom in Afrika, **54** Fuldazufluß, **55** Zahl, **56** Zuchttier, **57** Lebensjahre, **59** Wurfspieß, **60** Vogel, **61** Erlaß, **63** franz.: Sommer, **64** ehemal. dt. Land, **66** ital. Währung, **68** Papstname, **69** Sinnestäuschung, **71** verliehenes Nutzungsrecht, **72** Lenkvorrichtung, **76** saugende Strömung, **77** Göttin der Morgenröte, **79** russ. Kurort am Schwarzen Meer, **81** Gattin des Ägir, **83** Stag, **85** griech. Gigant, **87** Speisewürze, **88** ländl. Tanz, **90** äthyop. Fürst, **92** Entfernungsmesser, **94** Schmetterling, **95** Staat, **96** Stadt im Erzgebirge, **97** Faultier, **98** Sohn Jakobs, **99** Fruchtäther, **101** Gott der griech. Unterwelt, **103** Elbezufluß, **105** Leitgedanke, **106** Feuchtigkeit, **107** Gutschein, **108** babylon. Himmelsgott, **109** Bad im Spessart, **111** nord. Münze, **114** Teil der fetten Öle, **115** Weckruf, **117** Lebensbund, **118** engl. Biersorte, **119** Lebensträger, **120** ägypt. Sonnengott, **121** Mutterschwein, **123** dt. Schriftsteller, **125** franz.: Bogen, **126** Raubfisch, **127** Stimmlage, **128** mäßig warm, **130** alte holländ. Münze, **132** südfranz. Golf, **134** sibir. Strom, **135** Zeichengerät, **137** Mädchenname, **139** russ. Hafen am Japan. Meer, **147** Hanseschiff, **151** Honigwein, **153** Ausguck, **154** innerafrikan. Gewässer, **156** Verkünder einer Lehre, **157** Anhänger des Zoroaster, **159** geistesgestört, **160** Wiener Walzerkomponist, **163** Teil des Fußes, **165** Geweihäste, **166** Schmutz, **167** gleich, **169** Musikzeichen, **171** Riesenschlange, **174** Handtrommel, **178** schweiz. Kurort, **180** Blutbahnen, **181** lat.: Erde, **182** Havelzufluß, **183** Fahrwasserkundige, **184** Grenzfluß d. USA, **185** Schnapssorte, **186** Jagdruf, **187** Eingang, **188** Richtung, **189** Tafelbild, **190** kl. Sternschnuppe.

SENKRECHT: 1 Beuteltier, **2** nord. Tauchervogel, **3** Münzen im Iran, **4** Inventurunterlage, **5** Bewohner des Baltikums, **6** Arnozufluß, **7** Schlingpflanzen, **8** Bürge, **9** antik. Schwingenflieger, **10** Adriainsel, **11** Ausschachtung, **12** Oper von Verdi, **13** regierende Körperschaft, **14** Glücksspiel, **15** bayr. Stadt a. d. Donau, **16** Gewässer, **17** Ziel des Sportlers, **18** Sprossengestell, **24** Liebesgott, **26** norweg. Schriftsteller, **28** Heilpflanze, **29** Hast, **31** Zirkusrund, **32** Oper von R. Strauss, **33** Afrikaner, **34** Kalifenname, **35** älteste lat. Bibelübersetzung, **36** Pflanzenableger, **40** Felsschlucht, **42** Mutter der Nibelungen, **49** ärmliches Haus, **51** wirklich, **58** Zeichen des Schmerzes, **60** Talsperregewässer, **62** Pelzart, **63** Ort in Tirol, **65** Erbauer der Arche, **67** Ungesetzlichkeit, **68** Vorname einer großen Schauspielerin, **69** Abneigung, **70** Staat der USA, **73** Gebäck, **74** brutal, **75** Teil des Fußes, **78** Fluß in Polen, **80** griech. Göttin, **82** Drahtstift, **84** Bronzetrompete, **85** Mißtrauen, **86** Mineralwasser, **98** Strudel, **91** röm. Vorhalle, **93** ital. Reisspeise, **94** kurzer Männerrock der Albaner, **96** Vulkan auf Sizilien, **100** Gefrorenes, **101** Schwierigkeit, **102** Durchfahrt, **104** Fluß in Spanien, **110** innere Organe, **112** schweiz. Mathematiker, **113** dt. Chorleiter, **115** Gestalt d. A. T., **116** Längengrad, **122** Nachtvogel, **124** Genußmittel der Malaien, **125** Opernlied, **129** Bruder Kains, **131** Aschengefäße, **133** Stadt in der Schweiz, **136** Stadt in der Schweiz, **138** Jackett, **139** westslaw. Stamm, **140** Geliebte des Zeus, **141** franz. Revolutionär, **142** Stadt am Rhein, **143** Fuß des Kohlkopfs, **144** Kohledestillat, **145** Autoschuppen, **146** Berg in Armenien, **148** kl. Beiboot, **149** Gestein, **150** Bäume an Bächen, **152** Rüge, **155** Mähgerät, **158** Gardine, **161** Drama von Ibsen, **162** Farbe, **164** Kopfschmuck, **166** einfarbig, **168** Segelstange, **170** Getränk, **172** Abschiedswort, **173** Himmelsrichtung, **175** Wildfütterung, **176** türkischer Titel, **177** Donauzufluß, **179** portugiesisch: heilig.

Fortsetzung von Seite 85

Sie mich? Glauben Sie, ich kann mir einen Scheckbetrug leisten? Ich habe es Ihnen doch schon einmal erklärt, daß Sie mich in der Hand haben."

„Also gut. Ich übernehme den Auftrag." Er schlenkerte den Kopf in Richtung der Tür. „Geht's da zur Treppe?"

„Ja", gab Mort bereitwillig Auskunft. „Gehen Sie nur hinauf. Zweite Tür links." Er geleitete den Einbrecher hinaus. Der Mann stellte seine Mappe auf der ersten Treppenstufe ab und schlich dann lautlos die Stufen empor, ohne sich umzublicken.

Mort wartete, bis der andere droben war, ehe er sich zurückschlich ins Wohnzimmer. Er holte sich eine Zigarrenkiste aus dem Schreibtisch und versorgte sich mit einer Brasil. Schmauchend ließ er sich in einen Lehnsessel sinken und lauschte angestrengt, was sich im Obergeschoß abspielte. Doch es herrschte tödliche Stille.

Die Zigarrenasche war schon gut zwei Zentimeter lang, als Mort unruhig wurde. Er erhob sich, strich die Asche vor dem Kamin ab und trat ans Fenster. Der Mond hatte seine Reise fortgesetzt und stand jetzt etwas weiter rechts, doch er war immer noch rund und plump — wie das Gesicht von Morts Frau. Mort grinste in sich hinein und tat einen tiefen Zug nach dem anderen.

Wieder sammelte sich eine zentimeterlange Aschenspitze an, und Morts Ungeduld war kaum mehr zu bezähmen. »Wofür braucht er denn so lange?« überlegte er bei sich.

„Man kann sich eben auf niemand verlassen", grollte er, während er die Treppe hinaufstieg. „Nicht einmal Gangster verstehen ihr Handwerk. Um alles muß man sich selber kümmern." Wütend zermalmte er den Zigarrenstummel zwischen den Zähnen.

Vor der Tür zu Jocelyns Schlafzimmer verharrte er noch einmal und lauschte. Drinnen hörte man schwache Geräusche.

Mort riß die Tür auf.

Im Zimmer herrschte ziemliches Dunkel. Immerhin konnte Mort erkennen, daß der Einbrecher neben dem Bett stand und auf die massige Silhouette Jocelyns hinabstarrte, ein Kissen in seiner Hand.

„Was ist los?" flüsterte Mort.

„Alles okay", sagte der Einbrecher.

Mort trat ganz ins Zimmer. Er betrachtete die massigen Umrisse seiner Ehehälfte im Bett. Gespannt, ob sie noch lebte, sagte er in sanftem Ton: „Jocelyn?"

Der Schlag traf Mort wie ein Blitz. Jocelyns Mondgesicht verschwamm zu einer ganzen Milchstraße. Dann sackte Mort Bonner ächzend auf den Bettvorleger. Gleich darauf wurde er von einer kräftigen Hand herumgerissen, und schon senkte sich wie eine riesige Wolke das Federbett auf sein Gesicht, umhüllte seine Nase, seinen Mund und erstickte ihn.

Jocelyn setzte sich im Bett auf. „Ist er erledigt?" fragte sie.

„Ja, gnädige Frau", sagte der Einbrecher höflich und ließ das mörderische Kissen zu Boden sinken. „Es war wirklich gut, daß ich Sie nicht gleich umgebracht habe, sondern daß wir uns noch ein bißchen unterhalten haben. Ihr Angebot war ja weit besser als das Ihres Mannes."

„Ganz meiner Meinung", grunzte Jocelyn ernsthaft. Dann sprang sie aus dem Bett, ging hinüber zur Frisiertoilette und holte ihr Scheckbuch.

 Übersetzt von Herbert Speckner

Nächste Woche eine neue

BUNTE KRIMINAL GESCHICHTE

Kenner lassen keine aus

BUNTE



Schauspielerin Antje Weisgerber

Mein Lieblingsgericht

1 Vorspeise: Lauchsuppe

Zutaten: 2 Stangen Lauch, 40 g Butter, 2 Eßlöffel Mehl, 4 Eßlöffel flüssige Sahne, Salz, Suppenwürze.

Die Lauchstangen der Länge nach halbieren, in 2 cm lange Stücke schneiden, gründlich waschen und in Salzwasser ca. 15–20 Minuten kochen lassen. Wenn der Lauch gar ist, abschütten, die Kochbrühe jedoch aufheben.

Butter im Topf zerlaufen lassen, das Mehl kurz darin anschwitzen und mit 4 Tassen der Lauchbrühe auffüllen. Den abgekochten Lauch hinzufügen und ca. 5 Minuten durchkochen lassen. Danach mit der flüssigen Sahne verfeinern und mit Salz und einigen Tropfen Suppenwürze abschmecken.

2 Hauptgericht: Königsberger Klopse mit Kapernsoße

500 g Gehacktes (1/2 Rind, 1/2 Schwein), 1 in kleine Würfel geschnittene Zwiebel, einige Kapern und 2 Sardellenfilets (beides feingehackt), 2 Eier und 1–2 eingeweichte, gut ausgedrückte Brötchen gut vermengen, mit Salz, Pfeffer und Muskat würzen. Aus dieser Masse werden runde Klopse geformt. Die Klopse in siedendes Salzwasser geben und so lange am Siedepunkt ziehen lassen, bis sie an der Oberfläche schwimmen und somit gar sind.

Kapernsoße: 1 Eßlöffel Mehl in etwas Butter anschwitzen lassen, mit 1/2 l Brühe (von den Klopsen) auffüllen, kurz aufkochen lassen, mit 4 Eßlöffel flüssiger Sahne verfeinern, 1 Eßlöffel ganze Kapern hinzufügen und mit Salz und etwas Zitronensaft abschmecken.

Zu diesem Gericht werden Salzkartoffeln, grüner Salat, Gewürzgurken und eingelegte rote Rüben serviert. — Als Getränk schmeckt dazu am besten Bier.

3 Dessert: Apfelbeignets

4 Äpfel schälen, das Gehäuse ausstechen und die Äpfel in 1 cm dicke Scheiben schneiden. Die Apfelscheiben zuerst in Mehl und dann in Bierteig wälzen, so daß die Scheiben mit dem Bierteig überzogen sind. In der heißen Friture (Fettbad) werden die Scheiben goldbraun gebacken. Dann ausgiebig in Zimt-Zucker drehen und anrichten. Die Beignets werden warm gegessen.

Bierteig: 5 Eßlöffel Mehl, 1 Eßlöffel Öl und ein Schuß Bier gut verrühren, so daß ein dickflüssiger Teig entsteht. Mit einer Prise Salz und einer Prise Zucker würzen und zum Schluß den festen Eierschnee eines Eiweißes unter den Teig rühren.

Zu den Apfelbeignets gibt es Vanillesoße (Zubereitung laut Verpackungsrezept. Nur zum Schluß mit 2 Eßlöffel geschlagener Sahne verfeinern).

Die Rezepte gelten für 4 Personen







Paris 1964 zeigt:



Selten versprachen modische Sommerabende so taufrisch, so voller Farben und imaginären Blütenduftes zu werden, wie es Frau Mode uns für dieses Jahr verheißt: Paris 1964 widmet den Frauen nicht nur am Tag, sondern vor allem für festliche Abendstunden die schönsten Blumen der Natur und der Phantasie.
Es wird nicht an kostbaren Stoffen, effektvollen Imprimés und aufwendigen Stickereien gespart.
Die Couturiers lieben es in diesem Jahr, zu tändeln und mit liebenswerten Raffinements zu spielen. Und sie verstehen es vor allem auch, den abendlichen Roben jene Akzente zu verleihen, die jeder Frau schmeicheln: Anmut und Jugendlichkeit, Eleganz und — zeitweilig — eine Prise Sportlichkeit. **

◀ Der Stolz einer schwarzen Lilie spiegelt sich in der edlen Linie dieser herben, fließenden Abendrobe aus Seidengeorgette wider. Das bestechende Imprimé ist der einzige Schmuck des Modells. Nur ein über die Schulter fliegender langer schmaler Schal lockert die strenge Eleganz etwas auf. Modell: Pierre Balmain.

Der goldene Strahlenkranz der Sonnenblume inspirierte zu unvergleichbar effektvollen Motiven. Mädchenhaft jung im Schnitt wird das Kleid aus kaffeebrauner und sonnengelber Rohseide durch die in mühseliger Kleinarbeit zusammengesetzten Blüten aus plastischen Riesenpailletten zu einem wahren Kunstwerk. Modell: Nina Ricci.

Blumenzauber im Ballsaal



Wie eine grazile Margerite, ganz dem Sommerwind ergeben, wirkt diese Kreation. Aus dem schrittengen eierschalfarbenen Rock erblüht ein hauchzarter trägerloser Jumper aus überdimensionalen pastellfarbenen Margeriten in Weiß, Gelb und Grün mit dicken schwarz-braunen Blütenstempeln. Modell: Pierre Balmain.



Bunte Trollblumen verwandeln den knöchellangen Organzarock in eine plastische Hymne an den Sommer. Dazu ein purpurner Samtgürtel und die winzige Organzabluse, ab Empirehöhe in Stufen abfallend, mit noch winzigeren Trägern, die im Rücken erst wieder kurz über der Taille Anschluß an das kleine Etwas erhalten. Modell: Cardin.



Eine wilde Rose, erblüht in den dreißiger Jahren — ganz neu kreiert und präsentiert im Atomzeitalter von Dior/Bohan. Aus wehendem rosenrotem Seidenchiffon mit Phantasierosen-imprimés entstand dieses taillenlose fließende Modell mit seitlich gebundener Schärpe und mit irisierenden Plastikpailletten dicht besticktem Oberteil.

Entdecken Sie den richtigen Tabakgeschmack: Rauchen Sie OVERSTOLZ



OVERSTOLZ ist auch in Italien und in der Schweiz erhältlich.

Voller, reiner Tabakgeschmack – wie ihn die OVERSTOLZ hat – das erst macht das Rauchen zum Genuß.

Reifer Tabak Ohne Filter

OVERSTOLZ – IM GESCHMACK LIEGT IHR GENUSS